Expedition in Amerika: B. HERDER, 19, South fifth Street, St. Louis, Mo.



Illustrirte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 10. „Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang $ 1.75. postfrei. October 1875.

Ein Kapuziner-Missionär der Neuzeit.

Am 24. April 1866 starb der hochwürdigste Herr Anastasius Hartmann aus dem Kapuzinerorden, Bischof von Derbe i. p. i. und apostolischer Vikar von Patna. Als seeleneifriger Missionär und Bischof hat er sich um die Missionen von Agra, Bombay und Patna große Verdienste erworben und wird in der Missionsgeschichte des Ordens der Kapuziner stets einen hervorragenden Ehrenplatz einnehmen. Er war Schweizer von Geburt; die Revue de la Suisse catholique hat dem französisch redenden Theile der Schweiz das Lebensbild des großen Landsmannes aus der Feder seines mehrjährigen Begleiters und Secretärs, P. Anton-Maria, vorgeführt; in Ostindien, dem Schauplatze seiner gesegneten Wirksamkeit, ward es in englischer Sprache seinen Untergebenen und den Zeugen seiner Thätigkeit geboten; wir glauben, unsere deutschen Leser werden gleichfalls mit Freude und Erbauung dieses apostolische Leben und Wirken des hochherzigen Kämpfers für die Erhaltung und Ausbreitung des Reiches Christi auf Erden betrachten. Unsere Erzählung fließt aus der zuverlässigsten Quelle; sie folgt größtentheils der oben erwähnten, vom Secretär des Dahingeschiedenen entworfenen Lebensskizze.

1. Der Beruf zum Missionär.

Anastasius Hartmann wurde am 24. Februar 1803 zu Altwys, einem Weiler der Pfarre Hitzkirch, im Canton Luzern geboren und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Ludwig. Eine der ersten Erinnerungen seiner Kindheit bildete die Errettung aus drohender Lebensgefahr. Er war noch kaum 6 Jahre alt, als ihn mitten in den Bergen seines Heimathlandes auf gefährlichem Pfade ein überaus heftiges Unwetter mit sausendem Sturmwinde überraschte. Der hülflose Kleine war einem Sturz in den gähnenden Abgrund nahe, als ihm in der Person eines wackeren Mannes, den die göttliche Vorsehung den gleichen Weg führte, gerade im Augenblick der größten Gefahr ein Retter erschien. Die außerdem noch erhaltenen Erinnerungen aus seinem Jugendalter tragen das Gepräge kindlich-inniger Frömmigkeit. Mit ungewöhnlichem Eifer bereitete er sich auf seine erste heilige Communion vor, und von da an bemerkte man stets eine besondere Sammlung und Zurückgezogenheit, deren er sich an den Communiontagen befliß.

Der Zug zum geistlichen Stande erwachte früh in seinem Herzen und äußerte sich zuerst durch eine über sein Alter hinausgehende tief religiöse Würdigung dieses erhabenen Berufes. Er sprach mit Begeisterung von ihm, und nannte den Priester den glückseligsten Menschen von der Welt. Er begriff nicht, wie ein Priester noch sollte sündigen können. „Kann man denn,“ rief er aus, „am Communiontage eine Sünde begehen?“ Er verlangte lebhaft nach diesem erhabenen Stande. „Wenn ich einmal Priester bin,“ hörte man ihn oft sagen, „dann habe ich Alles, was ich wünsche.“ Es kostete viele Bitten und eine lange Ausdauer, bis sein Vater, der auch von der Mutter und den Geschwistern Ludwigs bestürmt wurde, ihm endlich erlaubte, das

Studium zu beginnen. Den ersten Unterricht ertheilte ihm der Geistliche des Dorfes. Dabei aber mußte der Knabe noch auf dem Acker und im Weinberge seinem Vater tüchtig zur Seite stehen. Erst 1818 kam er an die Studienanstalt zu Solothurn, an der er sich durch Fleiß und Fortschritte rühmlich auszeichnete. Unterdessen hatte sein Beruf zum geistlichen Stande eine bestimmtere Gestalt gewonnen; er folgte dem Rufe der Gnade und trat am 13. September 1821 in das Noviziat der Kapuziner, bei welcher Gelegenheit er den Klosternamen Anastasius annahm. Acht seiner Mitschüler, die früher seinen Entschluß, Kapuziner zu werden, belächelt hatten, folgten seinem Beispiele und wählten auch zu ihrem Lebensantheile den innigeren Anschluß an Gott, wie er im Ordensstande gegeben ist. Nach Vollendung der einjährigen Probezeit verband sich der junge Novize durch die ewigen Gelübde unwiderruflich dem Dienste Gottes und begann dann mit glühendem Eifer seine theologischen Studien.

Zum Priester geweiht 1825, eröffnete P. Anastasius seine apostolische Laufbahn damit, daß er in den Bergen von Entlibuch durch Missionspredigten zur würdigen Theilnahme am Jubiläum des Jahres 1826 aufforderte. In den folgenden Jahren wurde ihm die geistliche Leitung der Nonnen von Rathhausen und Eschenbach übergeben; 1830 beriefen ihn seine Oberen als Professor der Theologie nach Freiburg. Als Vermächtniß seines Geistes hinterließ er den seiner Obsorge Anvertrauten ein von ihm verfaßtes Büchlein, das den Kern seiner geistlichen Grundsätze und Anschauungen enthielt: „Das Kreuz des Christen und das Kreuz des Weltmenschen.“ Als der hochwürdigste Herr im Jahre 1857 sein Heimatland besuchte, wurde das Werklein zur ehrenden Feier dieses Ereignisses dem Drucke übergeben. Zehn Jahre lang wirkte P. Anastasius in Freiburg als Professor unter den jüngeren Ordensmitgliedern. Er selbst war stets darauf bedacht, wahre Frömmigkeit mit dem Ringen nach gründlicher und allseitiger Wissenschaft zu verbinden und so gelang es ihm auch, denselben Geist der Frömmigkeit und Wissenschaft in seinen Zuhörern zu wecken und zu beleben.

Während er so an der Heranbildung seiner Ordensbrüder arbeitete, ward in ihm der Drang nach den auswärtigen Missionen immer lebhafter; er glaubte in dieser stets zunehmenden Sehnsucht seines Herzens den Ruf der göttlichen Gnade erkennen zu müssen und berieth daher diese Angelegenheit mit Gott in eifrigem Gebete. Hier ward die Ueberzeugung, jene Einladung stamme von Gott, nur noch gekräftigt und er wandte sich deßhalb mit der Bitte um die Sendung in die Missionen an seine Oberen. Sein Wunsch wurde beifällig aufgenommen, er selbst nach Rom berufen. Strahlend vor Freude verabschiedete er sich von seinen Ordensgenossen, hielt in seiner Heimatpfarre noch eine feurige Ansprache über den Werth der unsterblichen Seele und die einzig nothwendige Sorge für die Ewigkeit und verließ 1841 am 17. September, am Jahrestage seiner feierlichen Gelübdeablegung, Luzern. Von der Höhe des St. Gotthard aus warf er einen letzten Abschiedsblick auf die Berge und Thäler, die Seen und Triften, die Städte und Dörfer seines theuren Vaterlandes, knieete sodann nieder und brachte nochmals in inbrünstigem Gebete das Opfer seines ganzen Wesens. Wie oft erinnerte er sich im fernen Indien inmitten der Last seiner apostolischen Arbeiten an dieses Opfer- und Weihegebet, verrichtet unter dem Eindrucke eines so erhebenden Augenblickes und einer einzig großartigen Naturscenerie!

Der Ordensgeneral der Kapuziner, P. Eugenius von Rumilly, empfing ihn in Rom auf's herzlichste. Aber unserem eifrigen Missionär stand noch eine kleine Enttäuschung bevor. Der P. General eröffnete ihm nämlich, daß er ihm vorläufig im Collegium der Missionäre des Ordens den Lehrstuhl der Controverse übertragen wolle. Schmerzlich empfand P. Anastasius diese Verzögerung seines Herzenswunsches, aber als Kind des Gehorsams erfüllte er dennoch freudig den Befehl seines Obern. Zwei Jahre füllte er seinen Posten mit großem Beifalle aus, dann erst sollte seinem sehnsüchtigen Verlangen entsprochen werden, und die Obern forderten ihn selbst auf, jene Mission zu bezeichnen, der er sich am liebsten widmen wolle. Doch der demüthige Ordensmann wollte den vollkommenen Gehorsam üben und erklärte, daß er nur Sendung und Auftrag seiner Oberen erwarte. Er ward anfänglich für die Mission in China bestimmt. Bei dieser Nachricht schlug ihm das Herz höher; sein erster Gedanke war die Aussicht auf die Martyrerpalme, die bei der Mission von China nicht so unwahrscheinlich war. Binnen kurzer Zeit wurde aber dieser erste Entschluß geändert und er schließlich der Mission in Agra (Ostindien) zugetheilt. Anstatt dem Chinesischen wandte er sich nun der Erlernung des Hindostanischen zu; sein Lehrmeister darin war der ehrwürdige Missionsbischof, Msgr. Pizzoni, der nach einer angestrengten fünfunddreißigjährigen Thätigkeit im nördlichen Theile Indiens wegen Krankheit und Altersschwäche die Mission hatte verlassen müssen und sich jetzt in Rom aufhielt, wo er den Rest seines Lebens und seiner Kräfte der Veröffentlichung mancher für die Missionäre nützlichen Werke widmete. Unter so ersprießlicher Vorbereitung rückte der Tag der Abreise nach Indien rasch heran. Aber am Vorabend derselben ergriff den P. Anastasius ein hitziges Fieber, das sogleich mit aller Gewalt auftrat und selbst für sein Leben fürchten ließ. Jedoch der muthige Missionär verzagte keinen Augenblick. Man feierte gerade die Seligsprechung der ehrwürdigen Schwester Maria Franziska von den fünf Wunden. Da kam ihm der Gedanke, durch die Fürbitte der Seligen sich Genesung und Erfüllung seines Wunsches zu erflehen. Er brachte die acht Tage vor dem Feste in eifriger Andacht zu. Am festlichen Tage selbst bat er, obgleich noch ganz schwach und leidend, um die Erlaubniß, in St. Peter der Feier anzuwohnen. In Anbetracht seines bedenklichen Zustandes ging der Obere anfänglich auf seine Bitte nicht ein; er aber flehte so dringend und anhaltend und äußerte ein so entschiedenes Vertrauen auf Genesung, daß der Obere schließlich nachgab. P. Anastasius ging nun trotz des Regens fast eine Stunde lang barfuß nach St. Peter und ruhte ganz erschöpft ein wenig bei dem Geistlichen der Schweizer Garden, einem Landsmanne, aus. Hierauf wohnte er der dreistündigen Festfeier bei. Sein Vertrauen wurde glänzend belohnt. Gegen Ende der Feier war es ihm, als durchströme neue Lebenskraft seine Adern, alle Schwäche war gehoben, die Krankheit verschwunden, an ihre Stelle Frische und Gesundheit eingetreten. Als Ausdruck seines Dankes machte er das heilige Gelöbniß, täglich zu Ehren der Seligen bestimmte Gebete zu verrichten. Seine Genesung war eine vollständige und dauernde. Am 22. November 1843 verließ er Rom und trat die Reise nach seiner Mission, nach Agra, an.

2. Agra und Gwalior.

P. Anastasius langte im März 1844 am Orte seiner Bestimmung, in Agra, an. Die britische Präsidentschaft Agra

umfaßt die nordwestlichen Provinzen Vorder-Indiens oder das Gebiet des oberen und mittleren Ganges und des Dschumna.

An letzterem Flusse liegt in weitem Halbkreis gedehnt und wie aus seinen Fluthen aufsteigend die Stadt Agra; sie zählt heute noch über 125,000 Einwohner und bekundet in den zahlreichen Resten alter Prachtbauten ihre frühere Größe und Bedeutung, während die Perlenmoschee, ein Bau aus milchweißem Marmor und Alabaster, das Fort Akberabad mit seinen mächtigen, an 60 Fuß hohen Mauern aus rothem Sandstein, etwa 6000 Fuß im Umfang begreifend, und das eine halbe Stunde entfernte Grabdenkmal Tadsch Mahal[1] der Stadt auch heute noch einen ehrenvollen Rang sichern. P. Anastasius verweilte hier einige Monate und verlegte sich hauptsächlich auf das Studium des Hindostani. Das Hindostani ist eine, besonders seit 1555 entstandene, Mischsprache aus Persisch, Arabisch und Hindu, der Sprache von Pendschab und Bengalen; das Hindostani oder Ordu wurde von den muhammedanischen Eroberern eingeführt und ist in Indien, ähnlich wie die lingua franca in der Levante, die allgemeine Verständigungssprache. Den Aufenthalt in Agra, während dessen er sich mit den neuen Verhältnissen bekannt machte, rechnete der junge Missionär stets zu den schönsten Zeiten seines Lebens.

Nach dieser nothwendigen Vorbereitung wurde ihm vom Msgr. Carli, dem Coadjutor des Msgr. Borghi, der sich damals in Europa befand, die Besorgung der beiden Pfarreien in Gwalior, dem „indischen Gibraltar", einer Stadt südlich von Agra, übergeben. Seine Stellung war eine schwierige. Unter Anderm machte er hier bereits die erste Bekanntschaft mit den Schwierigkeiten, die das portugiesische Schisma den Missionären bereitete. Wir werden bald des Näheren darauf eingehen müssen. Doch P. Anastasius nahm das Werk der geistlichen Erneuerung frisch und kräftig in die Hand. Ein Hauptanstoß der Gemeinde war das ärgerliche Leben eines achtzigjährigen Generals in Gwalior, dessen Hausgeistlicher, ein goanesischer Priester, zu allen Unordnungen stillschwieg. Man rieth auch unserm Missionär, aus Klugheit ein Auge zuzudrücken, weil bei dem geringsten Widerstande zu befürchten sei, daß der General und sein goanesischer Priester offen die Fahne des Schisma aufpflanzen würden. Allein der eifrige Kapuziner vertraute auf Gott und die Gerechtigkeit seiner Sache. Er hatte sich nicht getäuscht; sein Muth und seine Ausdauer wurden reichlich belohnt; der General nahm bessere Gesinnungen an und gab für die gegebenen Aergernisse eine öffentliche Sühnung. Zu den Anstalten, die P. Anastasius während seiner Thätigkeit in Gwalior in's Leben rief, gehört besonders eine Schule und ein Zufluchtshaus für Mädchen. Was er an Zeit erübrigen konnte, widmete er auch hier noch dem Studium der verschiedenen Idiome des Landes. Er sah gut ein, daß, um in dem so vielsprachigen Indien ein Missionär sein und Allen Alles werden zu können, eben die Kenntniß der mannigfaltigen Sprachen unerläßlich sei. Ein Beweis seines eisernen Fleißes ist, daß er die von Msgr. Pezzoni verfaßte, sehr umfangreiche Sprachlehre des Hindostani eigenhändig abschrieb. Schon damals trug er sich mit dem Plane, den er später auch großentheils verwirklichte, den eingebornen Christen in ihren Muttersprachen eine belehrende und christliche Literatur zu geben.

Während er in Gwalior den Arbeiten seines Berufes mit hingebender Liebe oblag, bereitete ihm die göttliche Vorsehung einen neuen und ausgedehnteren Schauplatz für seinen Eifer. Der apostolische Vikar von Agra, Msgr. Borghi, hatte die Theilung seines zu großen Vikariates — es erstreckte sich von den Ufern des Indus bis tief nach Bengalen hinein — in Rom erbeten; der östliche Theil sollte als Vikariat Patna von Agra abgezweigt und Msgr. Carli, der bisherige Coadjutor von Agra, mit der Leitung des neugegründeten Vikariates betraut werden. Doch dieser lehnte die Würde ab und so fiel die Wahl auf den Missionär von Gwalior, P. Anastasius. Es bedurfte der dringendsten Vorstellungen und Bitten seines bisherigen Bischofes, um ihn zur Annahme der neuen Würde und Bürde zu vermögen. Am 15. März 1846 wurde er in der Kathedrale zu Agra zum Bischof von Derbe i. p. i. geweiht.

3. Vikariat von Patna.

Die Ganges-Stadt Patna, die frühere Hauptstadt des Staates Bahar (Bihar), ist die wichtigste Stadt des westlichen Bengalen und ein bedeutender Handelsplatz. Mit Einschluß

[1] Der Tadsch Mahal ist das schönste Gebäude von ganz Indien; er wurde errichtet von Schah Jehan, einem Nachkommen Akbar's, als Grabmal für seine verstorbene Frau Mumtas Mahal oder Tadsch Bibi. Alle Architekten Indiens wurden aufgefordert, ihre Pläne einzureichen; der Plan des Isa Muhammed wurde gekrönt und zur Ausführung bestimmt. Der Bau begann 1630; gegen 20,000 Arbeiter waren Tag für Tag beschäftigt, und doch wurde das Gebäude erst nach 17 Jahren (1647) vollendet; 140,000 Wagenladungen rothen Sandsteins und weißen Marmors wurden verwendet; alle Provinzen des Großmogulreiches sandten zur Ausschmückung Edelsteine; der Pendschab den Jaspis, Tibet den Türkis, Ceylon den Lapis lazuli, Yemen den Agat, Broatsch den Karneol, Malwa den Bergkrystall; Korallen kamen aus Arabien, Granaten aus Bandelkand, Diamanten aus Punah u. s. w. Trotz dieser Contributionen und trotz der Zwangsarbeit der Werkleute beliefen sich die Kosten dieses Wunderbaues auf 60 Millionen Franken. Der Tadsch liegt am Ufer des Dschamna und erhebt seinen vergoldeten Halbmond 270 Fuß über den Spiegel des Flusses. Durch ein monumentales Thor, das selbst schon ein großes Gebäude ist, viele Säle enthält und mit zahlreichen Kiosks umgeben ist, tritt man zuerst in einen prächtigen Park, und am Ende einer langen und breiten Cypressenallee erhebt sich das Monument. Der Anblick ist großartig; ein gewaltiger Berg schneeweißen Marmors über dem dunklen Grün der Cypressen! Aus einer Platform von rothem Sandstein, welche 320 Meter lang und 110 Meter hoch ist, steigt zuerst eine Terrasse von weißem Marmor 15 Meter hoch empor; diese Terrasse mißt auf jeder Seite 95 Meter und bildet das Piedestal zum eigentlichen Monument. An jeder Ecke der Terrasse erhebt sich ein Minaret von Marmor mit einer leichten Kuppel 150 Fuß hoch in die Lüfte. Das Mausoleum selbst ist ein unregelmäßiges Achteck, dessen vier große Seiten 40 Meter lang sind; es wird von einer prächtigen Kuppel gekrönt. Die reichsten Mosaiken, die theils Inschriften, theils Arabesken und Verzierungen bilden, bedecken das ganze Gebäude vom Fuß bis zum Gipfel; die Feinheit und Zartheit dieser Verzierungen ist unbeschreiblich. „Der Tadsch ist von Titanen aufgeführt und von Juwelieren verziert worden," sagt ein englischer Reisender. „Gäbe es in Indien nichts zu sehen, als den Tadsch," sagte ein anderer, „so würde jeder Architekt oder Künstler eine Reise dorthin für hinlänglich belohnt halten, so groß auch die Strapazen sein mögen." Das Innere übertrifft das Äußere noch an Pracht und Kostbarkeit. Im Laufe der Zeit hatte dieses Mausoleum natürlich viel gelitten; ein englischer Gouverneur, Lord Bentinck, dachte sogar daran, es niederreißen zu lassen; indessen hat die jetzige indische Regierung ihre Pflicht besser begriffen und das Gebäude wieder restaurirt und den Garten wieder in Ordnung gebracht.

der Vorstädte kann die Einwohnerzahl auf 300,000 geschätzt werden. Schon um 1720 wurde Patna häufig von den Kapuzinern besucht, es diente ihnen als Zwischenstation auf ihren Reisen von Tschandernagur, einer Stadt in der Nähe von Calcutta, nach Tibet oder nach Colamanda, dem Hauptorte von Nepal. Von 1778—1825 war Patna der Sitz einer apostolischen Präfectur; hierauf aber wurde es in Folge der fortschreitenden Eroberungen Englands in diesen Gegenden dem Vikariate von Agra einverleibt. Wie erwähnt, wurde es 1846 von diesem abgetrennt und zu einem eigenen apostolischen Vikariate erhoben.

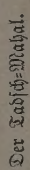
Msgr. Anastasius beeilte sich, in Mitte seiner neuen Heerde zu erscheinen; er wollte die ergreifenden Ceremonien der Charwoche bei den seiner Sorge übergebenen Gläubigen feiern. Auf einer einfachen Barke fuhr er deßhalb den Ganges, den heiligen Strom der Hindu, hinab, brennend vom Verlangen, die Segnungen des Christenthums Allen zuzuführen. Daher war auch die erste und angelegentlichste Bitte, die er nach seiner Weihe zum Bischofe in Rom stellte, ein dringendes Gesuch um Mitarbeiter für seine Mission. Das ihm zugewiesene Gebiet hatte nur vier Priester aufzuweisen, und zudem war der Zustand der Dürftigkeit, in dem er seine Kirche antraf, ein schreckenerregender. Seine Kathedrale war arm und verlassen, seine Wohnung dem Einsturze nahe; — „beim Anblicke solcher Verödung und solcher Entblößung vom Nöthigsten," äußerte der Bischof, „begann ich zu weinen wie ein Kind." Doch er legte entschlossen Hand an die



Kaufleute aus Patna.

Neugründung. Die Dürftigkeit der einheimischen Christen ist außer Stande, erfolgreich der Noth abzuhelfen; die erste Sammlung, die er für Errichtung der Mission veranstaltet, trägt 200 Franken ein; wie unverhältnißmäßig klein, wie unzureichend zur Gründung einer Mission für ein Gebiet, das an Umfang dem deutschen Reiche fast gleichkommt und an 37 Millionen Heiden begreift! Er wendet deßhalb seine Blicke und Hoffnungen nach dem katholischen Europa zu den edlen Freunden und Gönnern des Werkes der Glaubensverbreitung, denen er den überaus traurigen und hülfsbedürftigen Zustand seiner Kirche eingehend darlegt. Sein Ruf an den katholischen Seeleneifer und die katholische Freigebigkeit blieb nicht ungehört.

Während der eifrige Bischof für seine Mission Freunde im Abendlande warb, suchte er als guter Hirte seine Schafe kennen zu lernen. Im Mai 1846 unternahm er trotz der glühenden Hitze seine erste Rundreise. Auch hier überzeugte er sich von der Nothwendigkeit, die geistliche Erneuerung und Wiederbelebung eines Volkes mit der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend einzuleiten. Er gab sich viele Mühe, aus Europa Ordensschwestern für Schulen und Waisenhäuser zu erhalten. Obgleich mehrere Ursulinerinnen aus Irland, die für Patna bestimmt waren, unvorhergesehener Umstände halber nach Agra reisten und schließlich daselbst verblieben, hatte er doch bald die Freude, im Norden seines Vikariates, an den Grenzen von



Der Tadsch-Mahal.

Sikkim in Dardschiling am Fuße des gewaltigen Himalaya, ein Kloster nebst einer Unterrichtsanstalt zu besitzen. Er selbst geleitete die Oberin von Calcutta aus nach Dardschiling, eine Reise, die theils in einem Nachen auf dem Ganges, theils zu Lande auf dem Rücken von Elephanten zurückgelegt wurde und einen vollen Monat in Anspruch nahm.

Trotz der Spenden aus Europa, an denen sich außer dem Lyoner Verein noch die kaiserliche Familie von Oesterreich und der Ludwig-Missionsverein von Bayern betheiligten, litt der hochwürdigste Herr oft bitteren Mangel. Mehr als einmal war er nahe daran, seine Residenz nach Dinapur zu verlegen, einer Militärstation, 15 (engl.) Meilen von Patna entfernt, weil er hier durch die Mildthätigkeit der irischen Soldaten, die so gern ihr Brod mit ihrem Bischof theilten, wenigstens vor Mangel am nöthigsten Lebensunterhalt gesichert wäre. Gleich beim Antritt seiner Würde mußte er sich die bischöflichen Gewänder für den Gottesdienst anschaffen. Wie erschrack er, als ihm sein Unterhändler die Rechnung zustellte und er sah, daß die ganze Summe, welche ihm der Glaubensverein in Lyon als Jahresbeitrag bewilligt hatte, durch diesen einen Posten verbraucht war! Er suchte sogleich die Gewänder wieder zu verkaufen, um den anderweitigen Bedürfnissen der Mission nicht zu nahe zu treten. Sein bischöfliches Kreuz war von Holz mit einer leichten Vergoldung, die bei Berührung schon in Gefahr kam sich abzulösen. „Ich muß mich," schreibt er selbst an den Verein in Lyon, „entlehnter oder zerrissener Ornamente bedienen. Ich habe nicht einmal eine Monstranz oder ein Ciborium. Unsere christliche Jugend ist leider in Mitte dieser heidnischen und muhammedanischen Bevölkerung sich selbst überlassen und geht so einem fast sicheren Verderben entgegen. Alles das zerreißt mir das Herz und stimmt mich betrübt und traurig bis zum Tod. Vielleicht ist es genug, Ihnen das Gemälde meines Elendes entrollt zu haben, wie es ja auch dereinst hinreichte, daß Maria und Martha Jesus den Zustand ihres Bruders wissen ließen, ohne daß sie nothwendig hatten, ihn weiter zu bitten."

Seinen Missionären, deren er 1847 noch sechs zur Aushilfe erhalten hatte, ging er mit dem Beispiele unermüdlicher Thätigkeit voran. War er nicht auf den beschwerlichen Visitationsreisen abwesend, so begab er sich jeden Sonntag von Patna nach Dinapur, um daselbst für die irländischen Soldaten zu predigen und Gottesdienst zu halten, und kehrte dann zu gleichem Zwecke nach Patna zurück, indem er so, ohne die geringste Nahrung zu sich nehmen zu können, 30 engl. Meilen Weges zurücklegte. Er sparte weder Zeit noch Mühe, wenn es sich um das Heil seiner Untergebenen handelte. Man fand unter seinen Papieren die Abschriften sehr umfangreicher Briefe, die er an einen Katholiken seines Vikariates gerichtet hatte, um demselben seine Glaubenszweifel und Einwürfe zu lösen. Auch an einen widerspenstigen Geistlichen schrieb er Briefe voll väterlicher Güte und antwortete auf dessen Anklagen und Vorwürfe mit Milde und Würde. „Alles, was ich für Sie thun kann, ist, daß ich den lieben Gott bitte, Ihnen die Augen zu öffnen und den Abgrund zu zeigen, der sich vor Ihnen aufthut. Was aber auch eintreten mag, ich werde Ihnen stets ein Vater sein und bleiben." Leider hörte der Unglückliche nicht auf die Worte seines Hirten. Da griff Gott ein. Am Vorabend des Tages, den der Apostat zur Abreise aus der Mission bestimmt hatte, fand er durch ein Krokodil seinen Tod. Im Jahre 1849 gelang es dem Eifer des Bischofs, in Bankipur, einer Vorstadt von Patna, eine Niederlassung der englischen Fräulein, deren Mutterhaus in Nymphenburg bei München ist, in's Leben zu rufen und ein Waisenhaus daselbst zu gründen. Dieses Kloster und diese Anstalt, von den Heiden selbst bedeutungsvoll „Haus Gottes" genannt, hat sich als ein wahrer Segen für die Umgegend bewährt. Nebst den katholischen Waisen fanden eine große Anzahl heidnischer Kinder, die sonst dem leiblichen und geistlichen Tode rettungslos verfallen wären, dort Aufnahme, Pflege und Unterricht.

Während Msgr. Anastasius so an dem inneren Ausbau seiner Mission rüstig arbeitete, bekam er am 13. December 1849 von Rom aus den Befehl, sich nach Bombay zu begeben und die Verwaltung dieses Vikariates für einige Zeit zu übernehmen, ohne deßwegen Patna aufzugeben. Schweren Herzens fügte er sich diesem Auftrage; denn er sah recht gut die dornenvolle Bahn, die da seiner wartete. Am 28. December verließ er Patna und trat die Reise nach Bombay an. Wir aber müssen, um seine Wirksamkeit in Bombay würdigen zu können, in kurzen Zügen ein Bild der damaligen Verhältnisse und der Ursachen jener traurigen Zerwürfnisse geben.

4. Das goanesische Schisma.

Portugal hatte sich im 16. Jahrhunderte um die Ausbreitung der katholischen Kirche und die Heidenbekehrung in den neu entdeckten und eroberten Ländern unbestreitbare Verdienste erworben, und wenn Jemand, so waren vor Allen die Päpste bereit, diese Verdienste anzuerkennen und zu belohnen. Leo X. dehnte die von seinen Vorgängern Nikolaus V., Calixtus III. und Sixtus IV. verliehenen Vorrechte noch über weitere Länder aus und verlieh der Krone Portugals das Patronatsrecht über alle Kirchen in den von Portugal eroberten Provinzen Asiens, Afrika's und Amerika's. Paul III. erhob (3. November 1534) Goa zum bischöflichen Sitze und verlieh diesem die Jurisdiction über das gesammte Gebiet vom Vorgebirg der guten Hoffnung bis an China's Grenzen, während er dem Könige von Portugal das Patronatsrecht neuerdings zusicherte. Eine neue Bestätigung dieser Vorrechte erfolgte am 8. Juni 1539 und da wurden auch die Verpflichtungen namhaft gemacht, welche die Krone in Folge der zugestandenen Privilegien zu erfüllen habe: der König sei gehalten, die Kathedrale von Goa und die übrigen frommen Institute der ganzen Diöcese zu unterhalten, überall, wo das Bedürfniß es erheische, Kirchen und Kapellen zu errichten und selbe mit dem Nöthigen auszustatten, ferner Sorge zu tragen, daß es nirgendwo an der erforderlichen Zahl der geistlichen und kirchlichen Vorsteher fehle. Eine unermeßliche Aufgabe, deren Lösung nur möglich war, so lange Portugal in der Blüthezeit der Entdeckungsperiode und in der Begeisterung, die Außerordentliches vollbringt, auf dem Höhepunkte geistiger und materieller Größe stand. Als Portugal den Aufschwung seines edeln katholischen Geistes verlor und seinen früheren Glanz einbüßte, war es auch nicht mehr im Stande, den Bedürfnissen der weitausgedehnten Länderstrecken in religiöser Hinsicht zu genügen. Seine materielle Macht war gebrochen, auch die sittliche Thatkraft erlahmte; die Folge war, daß eine Anzahl bischöflicher Sitze dauernd verwaiste und ganze Christengemeinden ohne Hirten blieben; die dem Christenthum schon eroberten Gebiete konnten nicht mehr behauptet werden, geschweige denn, daß von einer Ausbreitung und von stets wachsenden Erwerbungen die Rede sein konnte. Die obersten

Hirten und Wächter der Kirche durften diesem Zustande der Verödung und Ohnmacht nicht thatenlos zuschauen. Clemens VIII., von Portugals Unvermögen unterrichtet, sandte andere Missionäre; und Alexander VIII. errichtete apostolische Vikariate in Malabar, Tongkin, Cochinchina u. s. f., so daß deren Zahl in China, Indien und den angrenzenden Ländern bald auf 53 stieg. Daß, bei Portugals Ohnmacht, den Verpflichtungen des Patronatsrechtes nachzukommen, die Päpste so handeln mußten, leuchtet von selbst ein. Das Unglück war nur, daß Portugal, trotzdem es sich selbst sein absolutes Unvermögen zur Erfüllung seiner Pflichten durchaus nicht verhehlen konnte, mit der hartnäckigsten und zugleich lächerlichsten Nationaleitelkeit selbst dann noch, als es den größten Theil seines früheren Gebietes eingebüßt und fast zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war, in kirchlicher Hinsicht Alles allein regeln und leiten wollte. Es hielt am Patronatsrechte fest, obgleich es sich der Verwirklichung desselben nicht im entferntesten gewachsen wußte. Es wollte allein für alle Bischofssitze des Ostens präsentiren; ohne seine Bewilligung sollten keine neuen Sitze errichtet werden, ja nicht einmal Missionäre oder Bevollmächtigte des Papstes in die Mission abreisen, oder sich daselbst aufhalten. Portugal wollte trotz seiner Ohnmacht das Monopol aller Missionen haben und es sollte ihm seiner Meinung nach von Rechtswegen allein zustehen für ewige Zeiten. Rom mußte diesen Anmaßungen gegenübertreten; ein Theil der portugiesischen Geistlichkeit, mehr von blinder Nationaleitelkeit eingenommen, als von kirchlichem Geiste und wahrem Seeleneifer durchdrungen, glaubte sich zum Verfechter der angeblichen Regierungsrechte aufwerfen zu müssen; man verweigerte den vom Papste gesandten Bevollmächtigten den Gehorsam, man lehnte sich gegen Rom auf — das Schisma war fertig. Soviel im Allgemeinen. Sehen wir nun, wie die Verhältnisse speciell in Bombay sich gestaltet hatten.

Die zwei Quadratmeilen große, dicht bevölkerte, mit Landhäusern, Palmenhainen und mannigfaltigen Anpflanzungen bedeckte Insel Bombay kam 1664 als Mitgift einer portugiesischen Prinzessin an England. Die neue Regierung untersagte bald und zu wiederholten Malen (so 1718 und 1791) dem Erzbischofe von Goa jede Ausübung seiner Gerichtsbarkeit auf englischem Gebiete. Um die Katholiken Bombay's nicht ohne geistliche Hilfe zu lassen, beauftragte der heilige Stuhl einen apostolischen Vikar, geeignete Vorsorge zu treffen. Diese vom heiligen Stuhl gesandten Missionäre stießen von Seiten Goa's auf erbitterten Widerstand. Der goanesische Erzbischof vergaß sich einmal sogar so weit, daß er den apostolischen Vikar und dessen Priester excommunizirte, und vom heiligen Stuhl deren schleunigste Abberufung forderte. Pius VI. antwortete: „Was verlangst Du von Uns, ehrwürdiger Bruder? daß wir den apostolischen Vikar vertreiben sollen, weil England Dich vertrieben hat? Doch das würden Wir als durchaus der christlichen Liebe und Gerechtigkeit zuwider betrachten, denn in diesem Falle würden die Bewohner Bombay's ohne Führer sein gleich einer Heerde, die kläglich in die Irre geht. Und warum verlangst Du, daß die Insel Bombay, da Du ihr nicht vorstehen kannst, ganz ohne Hirten bleibe? Ist Jesus Christus getheilt? ist irgend ein Erzbischof von Goa für Bombay gekreuzigt worden? oder ist Bombay auf den Namen dieses Erzbischofes getauft worden?"

Außerdem erheischte die Erschlaffung des kirchlichen Geistes, die in der Mitte des goanesischen Klerus in erschreckender Weise um sich gegriffen hatte, dringende Abhilfe. Die noch glaubenseifrigen europäischen Katholiken in Indien fühlten dieses Bedürfniß und wandten sich 1834 an den heiligen Stuhl mit der Bitte um europäische Missionäre. Das apostolische Vikariat von Bengalen wurde errichtet und der goanesische Klerus verpflichtet, dessen Gerichtsbarkeit anzuerkennen. Der Klerus jedoch behandelte den Bevollmächtigten des heiligen Stuhles als Eindringling, das Schisma brach neuerdings los. Rom verfolgte ruhig den Weg der Pflicht und seines Rechtes. Es wurden weitere Vikariate für Madras, Ceylon, Coromandel 2c. eingesetzt. Gregor XVI. veröffentlichte 1838 die berühmte Bulle Multa praeclare und beschränkte die Gerichtsbarkeit des erzbischöflichen Stuhles von Goa auf die portugiesischen Besitzungen. Goa griff dagegen zu Maßregeln der Gewalt, um seine angemaßte Herrschaft zu wahren. Die dem Papste gehorsamen Priester wurden mit dem Interdict und mit der Einziehung all' ihrer Güter und Einkünfte bedroht. Unsägliches Elend und große Verwirrung verursachte die Heuchelei des neu ernannten Erzbischofs von Goa, Joseph de la Torrez. Vor seiner Ernennung betheuerte er seine Anhänglichkeit an Rom auf's Wärmste, und der päpstliche Nuntius von Lissabon erhielt den Auftrag, ihm das feierliche Versprechen abzunehmen, allen Erlassen des Papstes in Betreff der apostolischen Vikare zu gehorchen. Er leistete es unter Thränen, indem es ihn, wie er sagte, tief schmerze, daß der heilige Vater auch nur einen Augenblick an der Reinheit seiner Absichten habe zweifeln können. Doch bald warf er die Maske ab. Auf seiner Reise nach Goa landete der neue Erzbischof in Bombay, setzte sich mit dem schismatischen Klerus in Verbindung und hielt unter den Augen des apostolischen Vikars seinen triumphirenden Einzug in die Stadt. Er spendete daselbst die Sacramente der Priesterweihe und Firmung und gab so dem Schisma neue Nahrung und Kraft. Außer seiner eigenen Einsetzungsbulle ließ er noch die seiner Vorgänger verkünden, als hätte Goa noch die frühere Jurisdiction in all' ihrer Ausdehnung. Das war ein Vorspiel seiner Thätigkeit in Goa. Mit schreckenerregender Eile weihte er 800 (achthundert) junge Männer zu Priestern; diese waren kaum einige Zeit oder auch gar nicht im Seminar unterrichtet und gebildet worden und daher im kirchlichen Leben und kirchlicher Wissenschaft sehr unwissend; nur über einen Punkt hatte man ihnen den eingehendsten Unterricht angedeihen lassen, — über das portugiesische Patronat und dessen ungemessene Ansprüche.

Das waren die Zustände, zu deren Heilung das Vertrauen des apostolischen Stuhles den hochwürdigsten Herrn Anastasius Hartmann berief. Er sollte Friede und Einigkeit in Bombay zuwege bringen, die Verirrten und Irregeleiteten zum Gehorsam zurückführen, den Treuen ein Hort, eine Stütze und ein leuchtendes Beispiel sein. Folgen wir ihm nun nach Bombay.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fußreise in Japan.

V. Jonesawa, Niegata, Wakamatse.

Am Montag den 10. Juni brachen wir wieder auf und zwar gegen Westen. Die große Ebene von Sendai wird in dieser Richtung bald von niedrigen, mit schönem grünem Pflanzenwuchs bedeckten Hügeln begrenzt, von deren Höhe wir eine hübsche Aussicht in das Thal von Moniwa haben. Durch dieses Thal hindurch zieht sich der Weg bis nach Cawasaki hin, das etwa 8 Stunden von Sendai liegt. Gerste und Weizen werden hier viel gebaut, aber die Reisfelder sind doch noch immer der Hauptreichthum der Gegend. Von Cawasaki gelangen wir am folgenden Tage über den gegen 1200 Meter hohen Sasaya-toghe in das weite Thal von Jamagata. Jamagata, die ehemalige Hauptstadt der Provinz Udsen, ist gegenwärtig nur mehr der Hauptort eines Ken (Kreises). Zu unserm Erstaunen bemerkten wir hier auf der Mauer eines Hauses eine englische Anzeige; ich gebe sie hier mit allen ihren Fehlern: „School. — The School founded by Seki and Unno is serve to teach Englisch knowledge if you wish to learn it we will teach you carefully.“ Natürlich wünschten wir



Jonesawa.

sehr, diese englisch redenden und lehrenden Japanesen kennen zu lernen und ließen sie zu uns einladen; aber sie schienen ihren „englischen Kenntnissen“ nicht zu trauen und nahmen unsere Einladung nicht an. Jamagata hat über 20,000 Einwohner, bietet aber nichts Bemerkenswerthes. Das Thal von Jamagata wird gebildet von der großen Centralkette; es hat eine Länge von 15 Stunden, und in seiner größten Breite wird es wohl 8 Stunden messen, an manchen Stellen ist es aber kaum eine Stunde breit. Es ist äußerst fruchtbar, mit Reisfeldern und Maulbeerpflanzungen ganz bedeckt und von zahlreichen Dörfern belebt.

Am Donnerstag den 13. Juni kamen wir auf bodenlosen Wegen und unter strömendem Regen nach Jonesawa, einer Stadt von 16,000 Einwohnern. Ehemals die Residenz eines Daimio dritten Ranges, ist sie jetzt nur mehr der Hauptort des gleichnamigen Ken. Wir trafen hier einen alten Bekannten, der sich als Lehrer der englischen Sprache hier niedergelassen hat. Es ist ein einförmiges Leben, das Herr Dallas hier führt als der einzige Europäer unter den Japanesen, allein es gefällt ihm und er denkt sogar daran, seinen Contrakt mit der japanesischen Regierung zu erneuern. Über Comatse, einem Städtchen von 3110 Bewohnern, gelangen wir am folgenden Tag nach Tennogo, an den Fuß des hohen Gebirgszuges, der sich bis zum östlichen Meere hinstreckt und den wir also übersteigen müssen. Der erste Berg, den wir ersteigen, Utse-toghe genannt, ist nur 800 Meter hoch. Bis zu seinem Gipfel ist er wie besät mit einer

wunderschönen Lilie, welche die Japanesen Gogwatse juri (Lilie des 5. Monates) nennen; in ihrer Gestalt sowohl als in ihrem Dufte gleicht sie unserer weißen Lilie, nur ist sie rosaroth von Farbe; ich habe sie nur hier gesehen.

In den Schluchten und Thälern des Gebirges erblicken wir einige Weiler, deren Bewohner auf den Feldern ringsumher arbeiten. Der Weg ist anstrengend, aber schön; überall mit großen Steinplatten belegt, gleicht er an den steileren Orten einer ungeheuren Steintreppe, an den Seiten zieht sich ein dichter Urwald hin. Gegen Abend erblickte ich vor mir fern im Südwesten halb von Wolken verborgen die Schneegipfel des Idejama. Die Nacht bringen wir in Okuni, einem hübschen Dorf von 900 Einwohnern zu und überschreiten am folgenden Morgen zunächst den Hikonatoghe und dann den Oritoghe. Letzterer bildet die Grenze zwischen den Provinzen Jonesawa und Etschigo oder Niegata. Die Stadt Niegata, welche wir Montags erreichen, zählt 24,000 Einwohner, ist aber wohl der häßlichste Ort in ganz Japan. Ohne Zweifel verdankt sie dieser Eigenschaft den Vorzug, den Europäern geöffnet worden zu sein. Man kann es sich nicht verhehlen, daß die Japanesen nur mit Widerwillen die Anwesenheit der Europäer in ihrem Lande ertragen, und weil sie nicht mächtig genug sind, die „Barbaren" fortzujagen, haben sie ihnen jene Häfen geöffnet, welche am wenigsten zugänglich sind. Man begreift kaum, wie die Gesandten der fremden Mächte sich Niegata als einen Hafen haben aufdrängen lassen, da hier



Wakamatse.

kaum eine Rhede existirt, und zwar nur eine solche, auf welcher sieben Monate im Jahre gar kein Schiff ankern kann und die übrigen fünf Monate den ankernden Schiffen stets die größte Gefahr droht. Daher hat denn auch bloß ein deutsches Haus hier eine Niederlassung gegründet. Bei meiner Durchreise wohnten nur vier Europäer in Niegata, einer meiner Mitbrüder, der hochw. Herr Evrard, ein englischer Consul und zwei Deutsche, von denen der eine das preußische Consulat verwaltete. Ohne Zweifel wird man bei der bevorstehenden Revision der Verträge Niegata als Freihafen aufgeben. Wir ruhten hier einige Tage aus, und mir war diese Ruhe um so willkommener, als ich meinem Mitbruder in seiner Einsamkeit ein wenig Gesellschaft leisten konnte.

Erst Donnerstag den 20. Juni brachen wir wieder auf; Herr Evrard wollte uns bis zur Grenze des den Europäern geöffneten Distriktes, d. h. bis etwa zehn Stunden von Niegata, begleiten; allein da Niemand ihn zurückwies, blieb er auch am Freitag noch in unserer Gesellschaft. Von Niegata fuhren wir zunächst in Nachen den Aidse-Fluß bis nach Tschibami hinauf; allein die Strömung wurde hier so stark, daß wir auf diese bequeme Reisegelegenheit verzichten und wieder zu Fuß weiter ziehen mußten. Der Weg schlängelte sich durch fruchtbare Felder und grünende Reisäcker hin bis nach Tschimbata. Es ist dieses ein Ort von 7000 Seelen, die ehemalige Hauptstadt eines gleichnamigen Fürstenthums, dessen Daimio gegen

5000 Kerais unterhielt. Obschon Tschimbata noch innerhalb eines den Europäern geöffneten Gebietes liegt, sieht man doch bald an der Neugierde der von allen Seiten herbeiströmenden Menge, daß bisher noch keine oder nur sehr wenige Europäer hier waren. Tschimbata ist der gewöhnliche Sammelplatz der nach Jeddo bestimmten Karawanen; von hier nämlich führt der Weg durch das im Südosten gelegene Gebirge und über den berüchtigten Mikuni-Jama-Paß, den die Reisenden sowohl der Räuber als der wilden Thiere wegen fürchten. Über Akadani, Tanaghi, Araga, Jukitschi — alles Dörfer, die noch die Spuren des jüngsten Bürgerkrieges an sich tragen (sie wurden von den Anhängern des Taikun auf ihrer Flucht in Brand gesteckt) — kamen wir am Samstag nach Kotsegawa, in dessen Nähe Kusose, die bedeutendste Petroleum-Quelle Japan's, sich findet, und von dort nach einem angestrengten Marsch nach Wakamatse, der Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, die ihre Benennung einer hier häufigen Fichtenart verdankt.

In der Ebene ringsum, sowie in den benachbarten Städtchen und Dörfern findet man noch überall die Spuren des jüngsten Krieges; je mehr man sich der Hauptstadt Wakamatse nähert, desto zahlreicher werden die Trümmer. Man sieht, daß der tapfere Fürst jeden Fußbreit seines Gebietes vertheidigt hat. Die Stadt selbst, im Osten und Süden von Hügeln umgeben, hat eine für eine Vertheidigung höchst ungünstige Lage; trotzdem vertheidigte sie sich sechs Wochen lang und als sie in die Hände der Sieger fiel, zog sich der Fürst mit seinen Getreuen in die Citadelle zurück, entschlossen, sich unter ihren Trümmern begraben zu lassen; die Weiber selbst feuerten ihre Ehemänner zum Kampfe an und betheiligten sich bei der Herstellung der Befestigungen. Allein das Glück entsprach nicht dem Muthe. In den ersten Tagen der Belagerung war schon ein Theil der Citadelle in Flammen aufgegangen, und als nach einigen Wochen in der Citadelle der Proviant und die Munition vollständig mangelten, mußte die Besatzung capituliren. Der Daimio wurde zwar begnadigt, mußte aber 4 Jahre in den Gefängnissen Jeddo's zubringen; seine muthigen Diener wurden mit ihren Frauen und Kindern in die nördlichen Provinzen Sandai und Nambu verbannt. Wakamatse, ehedem eine Stadt von 60,000 Einwohnern, hat jetzt nur mehr 18,300 Einwohner.

Von Niegata aus war ich allein gereist, da die Herren Bavier einen anderen Weg gewählt hatten; in Wakamatse sollten wir wieder zusammentreffen; allein sie waren bereits wieder abgereist und ein für mich zurückgelassener Brief benachrichtigte mich, daß ich sie an den Ufern des See's von Inabatschiro treffen werde. Bis dorthin hatte ich noch fünf Stunden, die ich jedoch, ermüdet von der langen Fußtour, in einer Sänfte bequem zurücklegte. Wakamatse mit seinen 7000 Häusern und seiner fünfstöckigen Citadelle gewährte einen hübschen Anblick; die ganze Gegend ist so reizend, daß ich höchlich bedauerte, mit einem flüchtigen Anschauen mich begnügen zu müssen.

(Schluß folgt.)

Die Mission von Kiangnan im Jahre 1873—1874.

IV. Missionsdistrikt Ne-wei (Pu-tong).

Ein europäischer Superior, zwei europäische, vier eingeborene Missionäre. Sechs Stationen: Ne-kiao, Kao-kiao, Ne-wei, Tse-suo, Tsang-kongsa, Tsang-ka-leu. Ein Waisenhaus. 1875 Heidenkinder wurden im Laufe des Jahres getauft. Die Zahl der Christen beträgt 21,464.

Die Mission von Ne-wei zählt fast nur alte Christen, unter diesen einige hundert Fischer. P. Loriquet, ehemals einfacher Missionär in dieser Gegend, gegenwärtig Superior des ganzen Distriktes, vergleicht den gegenwärtigen Stand der Mission mit dem früheren und bemerkt dabei: „Es gereicht mir zu großem Troste, an Stelle der früheren ärmlichen Bethäuser nunmehr an vielen Orten prachtvolle Kirchen zu sehen; mehr aber noch freue ich mich darüber, daß mit diesem Fortschritte der Kunst auch die Andacht und Frömmigkeit der Christen gleichen Schritt gehalten; diese Thatsachen berechtigen zu den schönsten Hoffnungen für die alte Mission von Pu-tong." In der That haben Tsang-ka-leu, Kien-ka-haong, Sie-ka, Pa-sen-kiao und Ne-kiao recht hübsche Gotteshäuser, und die Gläubigen bieten in ihrem frommen Eifer Alles auf für deren weitere innere Ausschmückung. Die Christen von Kien-ka-haong, ganz bezaubert von der Schönheit der Münchener Statuen, die sie in der Kathedrale des hl. Franz Xaver zu Schanghai, in der Muttergotteskirche zu So-se und bei den Schwestern zu Sikawei gesehen, haben die nöthige Summe zusammengelegt, um sich eine ähnliche Muttergottes-Statue aus München kommen zu lassen. Msgr. Languillat hat sich selbst nach Kien-ka-haong begeben, um die Statue zu benediciren; in feierlichem Zuge, an dem sich die Christen der benachbarten Gemeinden betheiligten, wurde sie dann in die Kirche getragen.

Zur Station Tse-suo, deren Christen sich großentheils durch großen Eifer im Empfang der heiligen Sacramente und durch eine besondere Andacht zum göttlichen Herzen auszeichnen, gehören auch einige Familien, welche die Wege ihrer frommen Vorfahren verlassen haben und einer sträflichen religiösen Gleichgültigkeit verfallen sind. Auf eine dieser unglücklichen Familien scheint die seligste Jungfrau ganz besonders ihr mitleidsvolles Mutterauge gerichtet zu haben, um sie wieder auf den Weg des Heils, den sie vor mehreren Jahren verlassen, zurückzuführen. „Es war am 23. December 1873," schreibt P. Pouplard, der Missionär dieser Station, „als man mich zu Lin-pao-tang in aller Eile aus dem Beichtstuhle rief. „„Pater, Pater,““ hieß es, „„das Mädchen von Tsche-pa-wan ist da; schnell die heilige Ölung, es liegt in den letzten Zügen.““ Es war dieß ein junges Mädchen von 15 Jahren, das schon seit einem Monate am Typhus krank lag und von den Ärzten bereits aufgegeben war. Wirklich hatte es auch schon seit mehreren Tagen die Besinnung verloren und schien dem Tode nahe zu sein. In den wiederkehrenden lichten Augenblicken hatte es mit lauter Stimme die heilige Ölung verlangt; aber seine Familienangehörigen, von denen die Einen Apostaten, die Anderen Heiden waren (sein Vater und seine Brüder, mit Heidinnen verheirathet, waren schon seit zehn Jahren in keine christliche Versammlung mehr gekommen), hatten für seine Bitten nur taube Ohren. Am 23. ließ man zwei Ärzte rufen und beide erklärten, daß die Kranke den Tag nicht mehr überleben werde. Da kamen die christlichen Mädchen des Ortes und drängten die Eltern, ihre sterbende Tochter nach Lin-pao-tang hinüberschiffen zu lassen, wo sie noch die letzte Ölung empfangen könne. Lin-pao-tang ist von Tsche-pa-wan zwei Stunden entfernt. Die Ärzte erklärten, das Mädchen würde sicher während der Überfahrt sterben. Da rief der Vater der Kranken, plötzlich von der Gnade gerührt, aus: „„Mag sein! aber versuchen wollen wir es wenigstens, ihr die letzte Ölung zu verschaffen.““ Man

bringt sie in einen Nachen und mit ihr zugleich ihren Sarg; denn man ist überzeugt, sie nur als Leiche wieder nach Haus zurückzubringen. Ihre Tante, eine verbissene Heidin, und zwei christliche Jungfrauen des Ortes begleiten sie. Sofort verlasse ich den Beichtstuhl und begebe mich zu der Sterbenden. Sie hatte Sprache und Gehör verloren; ihr Mund war halb geöffnet, als läge sie in den letzten Zügen. Ich beeilte mich, ihr die letzte Ölung zu ertheilen, nicht ohne Besorgniß, sie möchte noch während der Spendung des Sacramentes den Geist aufgeben. Eben hatte ich die heilige Handlung vollendet, da erinnere ich mich auf einmal an U. L. F. von Lourdes und die Heilungen, welche dem wunderbaren Wasser von Lourdes zugeschrieben werden. Schnell eile ich nach meiner Wohnung und bald bin ich mit einem Fläschchen des obengenannten Wassers wieder bei dem sterbenden Mädchen. In heißem Gebete flehe ich zur seligsten Jungfrau, doch diesem Kinde das leibliche Leben zu erhalten, um so zugleich dessen Familie vom geistigen Tode zu erretten; dann gebe ich der Sterbenden einige Tropfen von dem wunderbaren Wasser, indem ich ihr die Worte vorspreche: „„Unbefleckte Jungfrau, rette mich."" Kaum hatte die Todtkranke das Wasser getrunken, als sie einschlummerte und die ganze Nacht hindurch ruhig schlief. Am andern Morgen gab ich ihr nochmals von dem Wasser, indem ich dasselbe Gebet wiederholte. Dann reichte ich ihr die heilige Wegzehrung. Nach der heiligen Messe brachte man das Mädchen wieder in den Nachen zur Heimfahrt; es war außer aller Lebensgefahr; Sprache, Gehör und Besinnung waren zurückgekehrt. Als der heidnische Arzt die Todtgeglaubte zurückkommen sah, rief er aus: „„In der That, es lohnt sich, an den Christengott zu glauben!"" Die heidnische Tante will nun Christin werden; der Vater und die älteren Brüder, hoch erfreut über die wunderbare Heilung, erklären sich bereit, das gegebene Ärgerniß wieder gut zu machen und sich mit Gott auszusöhnen; das Mädchen aber hat sich entschlossen, aus Dankbarkeit gegen die unbefleckte Jungfrau, die ihr die Gesundheit wieder geschenkt, den jungfräulichen Stand zu wählen." In derselben Gemeinde von Lin-pao-tang ertheilte P. Pouplard den Jungfrauen seines Distriktes die heiligen Exerzitien mit großem Erfolge. Von heiligem Eifer erfüllt wirken nun diese Jungfrauen in ihren Gemeinden sowohl durch ihr gutes Beispiel, als durch ihren Seeleneifer in wahrhaft apostolischer Weise; Personen, die schon lange ihre religiösen Pflichten vernachlässigt haben, suchen sie auf bessere Wege zurückzubringen; die heidnischen Frauen machen sie mit den Lehren des Christenthums bekannt und führen sie auf diese Weise langsam zur Bekehrung. — Diese wahrhaft großartigen Tugendbeispiele verfehlen nicht, auf alle anderen Frauen, jüngere wie ältere, einzuwirken: sie verlangen ebenfalls nach der Gnade der heiligen Exercitien.

V. Missionsdistrikt Hai-men.

Ein europäischer Superior, drei europäische und drei einheimische Missionäre. Sechs Stationen, von denen drei auf der Halbinsel Hai-men und drei auf der Insel Tsong-min. Auf Hai-men sowohl als auf Tsong-min je ein Knaben- und je ein Mädchenpensionat, auf Hai-men zwei kleine Waisenhäuser und auf Tsong-min ein großes Waisenhaus für Mädchen und ein kleines Waisenhaus.

3027 Heidenkinder wurden im Laufe des Jahres getauft; die Zahl der Christen auf Hai-men beträgt 7685, auf Tsong-min 8363, zusammen 16,048.

Die Missionäre können zu ihrer Freude mittheilen, daß die Heiden dieser Gegend ihnen jetzt weniger feindlich als früher gesinnt sind und ihnen größere Freiheit gestatten, um ihrem Berufe nachzuleben.

Die Christen auf Hai-men stehen leider noch immer den Christen der andern Distrikte von Kiang-nan ziemlich nach, sowohl was das Verständniß der Glaubenswahrheiten, als auch was die praktische Übung derselben betrifft. Doch wollen wir ihnen dieses nicht zu hoch anrechnen. Auf Hai-men herrscht in der That bittere Armuth und die Christen besitzen daher keine größere Kirche, in der sie sich an Festtagen in größerer Anzahl versammeln könnten; auch vermögen sie manchmal nicht die nothwendigen Geldmittel für den Unterhalt ihrer Schulen aufzubringen. Indessen hat uns doch die Vorsehung nicht im Stiche gelassen; die Zahl der Schulen hat sich vermehrt, und auch einige größere Kirchen sind in letzter Zeit erbaut worden; in einer derselben, die drei Stunden weit von Mo-ka-tsen entfernt liegt, fanden sich in diesem Jahre gegen 1000 Christen zur gemeinsamen Feier des Weihnachtsfestes ein; einen so zahlreich besuchten Gottesdienst hatte Hai-men bis dahin noch nie gesehen. Nicht minder groß war die Anzahl der Christen, die am Osterfeste in der neu erbauten St. Josephskirche auf der Insel Pe-hai-so zusammenströmten; auch viele Heiden wohnten der Festfeier bei und verfolgten mit großer Aufmerksamkeit den Gang der Ceremonien. Da unsere Hilfsmittel gänzlich erschöpft sind, konnten wir auch in diesem Jahre noch auf der Insel Tsong-min nur eine ganz ärmliche Kapelle aus Schilfrohr erbauen; die Mildthätigkeit der Eingeborenen für einen solideren Bau in Anspruch zu nehmen, verbot uns deren Armuth.

Eine neue Anstalt, die wir auf Hai-men errichtet haben, ist die Katechistenschule. Sieben bis acht junge verheirathete Männer, die bisher Lehrer gewesen waren, sind wieder Schüler geworden, um in der Residenz von Mo-ka-tsen ihre religiöse und wissenschaftliche Bildung zu vollenden und dann die Missionäre bei der Verkündigung des Evangeliums zu unterstützen. Sechs andere Jünglinge von Hai-men sind zu Schanghai in das unten zu besprechende Noviziat der Josephiten eingetreten und haben sich nach Vollendung ihres Noviziates den Obern der Mission zur freien Verfügung gestellt; einer von ihnen ist in Schang-hai geblieben, die andern wirken jetzt in der Mission von Ngan-hoei.

Das Werk der heiligen Kindheit ist im Missionsdistrikt Hai-men in schönster Blüthe. Eine große Anzahl der getauften Kinder hat in christlichen Familien Aufnahme gefunden; nachher, wenn sie erwachsen sind, werden einige von ihnen als Hilfslehrer und Hilfslehrerinnen in unsern Schulen Dienste leisten können. Mag der Haß der Heiden auch noch so viele Verläumdungen gegen dieses Werk der heiligen Kindheit in Umlauf bringen, so erregt es doch hier wie überall gerechte Bewunderung und ist nicht selten die Veranlassung zu ganz unerwarteten Bekehrungen.

„Ich taufte verflossenes Jahr," schreibt P. Croullière, Superior dieser Mission, „einen alten Gelehrten, der gegenwärtig Lehrer an unserer Hauptschule hier ist. Wissen Sie, warum er Christ geworden? In einer unserer braven Jungfrauen erkannte er seine Enkelin wieder, die durch das Werk der heiligen Kindheit dem sicheren Tode entrissen worden war. Auch die Mutter dieses Mädchens, voll Staunen über eine solche Nächstenliebe, zu der die Religion der Christen antreibt, will mit ihrer ganzen großen Familie zum Christenthume übertreten." „Eines Tages," fährt der nämliche Pater fort, „war ich Zeuge einer gar rührenden Scene. Eine Heidin hatte sich aus Neugierde einer Schaar Christen angeschlossen, die nach der heiligen Messe dem Missionär einen Besuch abstatteten. Da auf einmal stürzt eines unserer Waisenmädchen auf die Unbekannte zu, küßt sie in zärtlichster Weise und nennt sie Mutter. Man kann sich die Aufregung oder vielmehr das Staunen dieser armen Frau denken; sie wollte ihren Augen nicht glauben. Indessen benahmen ihr die Aussagen der Adoptiveltern, die Gesichtszüge des Mädchens selbst, ihr Alter — es zählte 18 Jahre — bald jeglichen Zweifel. Da entstürzte ihren Augen ein Strom von Thränen und sie drückt ihre Tochter, die sie ehemals gleich nach ihrer Geburt auf die Straße geworfen hatte, an ihr Herz und bittet sie um Verzeihung. Schon hatte die Frau erklärt, Katechumene werden zu wollen, als unvermuthet ihr Sohn herzutrat und der rührenden Scene ein Ende machte, indem er seine Mutter auf eine rohe Weise von unserer kleinen Kapelle wegzog."

Bei der dießjährigen Visitation, die ich in dieser Mission abhielt, konnte ich mich manchmal beim Anblicke der zahlreichen großen und kleinen Waisen, die überall um den priesterlichen Segen baten, einer

tiefen Rührung nicht erwehren. Ich bezeigte den Schwestern und den Christen, die dieses Werk unterstützen, meine vollste Zufriedenheit und vertheilte unter sie im Namen der heiligen Kindheit fromme Gegenstände, sowohl um sie für ihre Mühen zu belohnen, als auch um ihren Eifer für die Zukunft von Neuem anzuspornen. Die Heiden hier beschränken sich darauf, uns keine Unannehmlichkeiten zu bereiten; weiter erstreckt sich ihr guter Wille nicht. Zwanzig und einige Katechumenen werden noch im Laufe dieses Jahres die heilige Taufe empfangen; mit der Heidenbekehrung geht es eben sehr langsam voran. Dafür bietet uns das Werk der heiligen Kindheit denn einigen Ersatz. Gegenwärtig zählen wir im Missionsdistrikt von Haimen ungefähr 1500 Christen, die aus heidnischen Familien hervorgegangen sind, indem das Werk der heiligen Kindheit sich der armen, von ihren unnatürlichen Eltern verstoßenen Kleinen annahm. Gegenwärtig bilden sie schon mehr als 300 Haushaltungen. Letztes Jahr hat man eine Liste aller noch lebenden Waisen der Mission Hai-men zusammengestellt; ihre Zahl belief sich auf 1796; von diesen hatten 727 das zehnte Lebensjahr überschritten, 302 waren schon verheirathet, 151 dienten als Knechte bei den Bauern, 16 wurden als Lehrer oder Lehrerinnen verwendet, die übrigen waren noch in Familien untergebracht.

VI. Die Anstalten von Si-ka-wei.

Ein europäischer Superior, sechs europäische, zwei eingeborene Missionäre; 512 Christen.

Die Hauptanstalten der Mission liegen in der Christengemeinde Si-ka-wei, in der Nähe von Schang-hai. Dort finden sich das St. Ignatius-Colleg, das kleine Seminar, das große Waisenhaus für Knaben und zwei kleine Waisenhäuser. Hier liegen auch die Hauptniederlassung der europäischen Schwestern mit einem Pensionat und mit einem Waisenhaus, das Carmelitessenkloster u. s. w. Von den einzelnen Anstalten wollen wir Einiges sagen, nur das über die Schwestern zu Sagende wollen wir am Schlusse des ganzen Berichtes zusammenstellen.



Die Citadelle von Wakamatse.

St. Ignatius-Colleg. Die Frömmigkeit, Arbeitsamkeit und gute Aufführung, die in diesem Hause herrschen, müssen lobend hervorgehoben werden. Die Sacramente werden von den Zöglingen fleißig empfangen, und der Eifer, mit dem sie den Marien- und den Herz-Jesu-Monat feierten, wird sicher den Segen des Himmels auf die Knaben herabziehen. Die Studien nahmen dieses Jahr einen sehr guten Fortgang, und die Zahl der Zöglinge, welche sich an den Preisaufgaben betheiligten, ist eine bedeutend größere, als es im verflossenen Jahr der Fall war. Außer den am Collegе angestellten Lehrern luden wir einen Doktor und zwei Licentiaten von Schang-hai ein, um diese Arbeiten zu verbessern, und elf Zöglinge wohnten den Unterweisungen dieser Gelehrten bei. Zu dieser Maßnahme haben wir uns nur Glück zu wünschen; sie bewies sich als ein neuer Sporn zur Arbeit.

Das kleine Seminar. Was über die Frömmigkeit, Arbeitsamkeit und gute Führung der Zöglinge des Collegs gesagt wurde, gilt auch von denen des kleinen Seminars. Es gibt unter ihnen Kinder und junge Leute, deren geistige Befähigung zu den schönsten Hoffnungen berechtigt und die einst Zierden des einheimischen Clerus zu werden versprechen. Ein Jüngling von achtzehn Jahren hat so eben unter den zahlreichen Candidaten, die sich zu den letzten staatlichen Baccalaureatsprüfungen stellten, den ersten Platz errungen. Sein

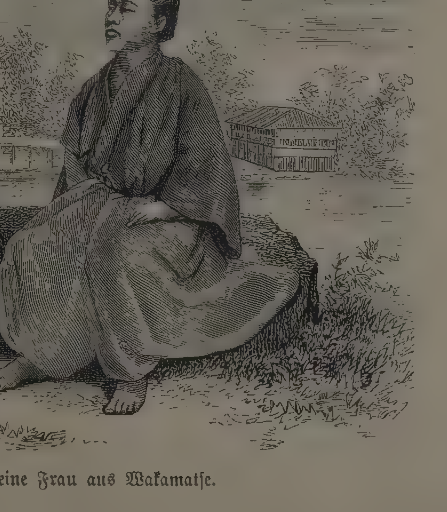
Name ist Joseph Li und seine Heimath Tsang=jo. Das kleine Seminar zählt jetzt zwei mit der Baccalaureatwürde gekrönte Zöglinge.

Das Externat. Außer dem College und dem kleinen Seminar haben wir auch noch eine Schule, in welcher unter der Leitung von zwei Lehrern die Kinder der Christengemeinde von Si=ka=wei unterrichtet werden. Diese Schule zählt etwa 40 Zöglinge, welche recht eifrig sind.

Das Waisenhaus von Tu=se=wa hat zu seiner Leitung gegenwärtig zwei europäische Missionäre, drei europäische und drei einheimische Laienbrüder.

Zur Zeit der großen Überschwemmung im Jahre 1848 gegründet, hat diese Anstalt schon über 2000 Knaben aufgenommen; eine große Anzahl aus dieser Schaar ist bereits todt. Sie kamen mit unheilbaren Krankheiten, der traurigen Frucht des Hungers und des Elendes, gegen welche die christliche Liebe kein Heilmittel wußte. Sie kamen zu uns, um die heilige Taufe zu empfangen, sich in ihren Schmerzen einige Verdienste zu sammeln, dann verließen sie dieses traurige Leben, um in eine bessere Heimath hinüberzugehen. Von den Ueberlebenden wurden Einige von christlichen Familien an Kindesstatt angenommen, Andere sind Bediente oder Arbeiter und eine ziemlich große Zahl ist bereits verheirathet. Einige hat die Liebe veranlaßt, ihre Wohnung unmittelbar neben dem Hause aufzuschlagen, das ihre Kindheit gepflegt hat; so wohnen jetzt vier ehemalige Zöglinge mit Weib und Kindern dem Waisenhaus gerade gegenüber: ein Bildschneider, ein Schuster, ein Schneider und ein Tischler. Andere Arbeiter wohnen im Dorfe Si=ka=wei; auch in Schang=hai und an vielen andern Orten trifft man Manche von ihnen. Die Knaben erlernen im Waisenhaus verschiedene Handwerke; sie werden Buchdrucker, Holzschnitzer, Bildhauer, Anstreicher, Maler, Schuster, Schneider, Schreiner, Drechsler, Barbiere und können, wenn sie ihr zwanzigstes Jahr erreicht haben, sich leicht ihr Brod verdienen und eine Familie ernähren. Weil der Raum nicht ausreicht, haben wir gegen 80 in Schang=hai in die Lehre geben müssen. Auch als selbständige Handwerker fesselt ein enges Band noch immer die Waisen an das Haus, dem sie das Leben des Leibes und der Seele verdanken. Wenn sie sich verheirathen, so pflegt die Waisenanstalt die Meisten aus ihnen zu unterstützen, da sie nicht im Stande wären, die Auslagen zu bestreiten. Wenn Krankheit sie an den Bettelstab zu bringen droht, so streckt ihnen das Waisenhaus aus der Kasse der heiligen Kindheit einige Nothpfennige vor, um sie vor dem Elende zu bewahren, welchem sie sonst rettungslos verfallen würden.

Die Lehrlinge von Schang=hai kamen sonst jährlich auf das Fest der Mutterschaft Mariä für drei Tage in die Anstalt, wo sie dann mit den anderen Waisen zusammen die geistlichen Übungen machten; der Mangel an Raum verbietet es uns aber, sie jetzt noch daselbst gleichzeitig aufzunehmen, und so machten sie dieses Jahr ihre Exerzitien in der Residenz von Tong=ka=du, in der südlichen Vorstadt von Schang=hai. Daselbst wird man ihnen auch in Zukunft während der drei Tage vor dem Feste des hl. Stanislaus Kostka die geistlichen Übungen geben. Ein Katechist von Tong=ka=du widmete ihnen von Morgens bis Abends seine Zeit und machte alle ihre Übungen mit. Außer den Unterweisungen, die ihnen P. Sica ertheilte, füllten verschiedene Andachtsübungen und namentlich die Vorbereitung auf die Jahresbeicht ihre Zeit aus. „Als ich das Wort Gottes," schreibt P. Sica, „diesen nun zu Männern herangewachsenen Waisen verkündete, als ich sie mit Sammlung und Andacht beten sah, als ich mich an dem Schauspiele ihres lebendigen Glaubens erfreute, rief ich mir den elenden Zustand ihres Leibes und ihrer Seele in's Gedächtniß, in dem sie in ihrer frühen Kindheit in das Waisenhaus aufgenommen wurden, und ich mußte ohne Unterlaß ausrufen: Mein Gott! was wäre aus diesen armen Kindern geworden, wenn der Verein der heiligen Kindheit sie nicht mit Vaterliebe umfangen hätte? Schon lange wären sie alle todt, oder wenn Einige mit dem Leben davongekommen wären, so würden sie ein elendes Dasein in Laster und Armuth kümmerlich fristen, während sie jetzt als Handwerker ein ehrbares und christliches Leben führen. Gesegnet sei mithin der Verein der heiligen Kindheit, der allein so trostreiche Früchte hervorzubringen vermag!"



Ein Kaufmann und seine Frau aus Wakamatse.

Das Waisenhaus für Christenkinder. Im August d. J. (1874) haben wir auch ein Waisenhaus für die von christlichen Eltern hinterlassenen Kinder eröffnet. Diese Wohlthat erwarteten die christlichen Familien von uns, und wir konnten sie ihnen nicht versagen. Es wäre uns auch zu peinlich gewesen, diese Kinder, die dem Glauben nach zum Hause gehören (domestici fidei sind sie ja nach dem Wort des hl. Paulus), zurückzuweisen und unsere Sorge ausschließlich den Heidenkindern zuzuwenden. Indessen haben wir dieses Haus auf Kosten der Mission übernommen und es hängt durchaus nicht vom Verein der heiligen Kindheit ab. Gegenwärtig zählt es zwölf Kinder.

Die Druckerei. Ich darf eine Verbesserung nicht übergehen, die wir in unserer mit dem Waisenhause in Verbindung stehenden Druckerei eingeführt haben; wir drucken nämlich jetzt die chinesischen Bücher mit beweglichen Metalltypen. Bisher hatten wir nach alter chinesischer Sitte mit Holztafeln gedruckt, auf welche die Schriftzeichen oder vielmehr die ganzen Seiten eingeschnitten wurden. Durch Feuchtigkeit und Würmerfraß werden diese Tafeln aber in wenigen Jahren unbrauchbar. Mit unsern neuen Metalltypen können wir nun die Bücher viel billiger herstellen; außerdem benutzen wir jetzt auch europäisches Papier, das auf beiden Seiten bedruckt werden kann, und da

unsere neuen Typen zudem viel kleiner sind, als die gewöhnlich von den Chinesen angewendeten, fallen die umfangreichen und theuren Bände fort, um handlicheren Ausgaben Platz zu machen, die wegen ihres geringen Preises auf eine große Anzahl von Käufern rechnen können. So drucken wir jetzt in vier kleinen Sedezbänden das Leben der Heiligen, das in der Ausgabe von 1738 nicht weniger als vierundzwanzig Octavbände zählte.

Das Observatorium. Das meteorologische Observatorium liegt von der Südfronte des Collegs etwa 200 Meter entfernt. Das Haus selbst und der umliegende Garten sind ausschließlich für diese Beobachtungen bestimmt. Der Bau bildet ein aus fünf Räumen bestehendes Erdgeschoß und ein den mittleren Theil krönendes Stockwerk. P. Le Lec, der mit den eigentlich meteorologischen Beobachtungen betraut ist, bewohnt dieses Gebäude und empfängt die Fremden; Fr. Dechevrens geht zu bestimmten Stunden dahin, um die magnetischen Beobachtungen, die ihm obliegen, zu verzeichnen. Das Observatorium ist bereits so ziemlich vollständig mit den Instrumenten ausgerüstet, wie sie in den Observatorien ersten oder doch wenigstens zweiten Ranges gebraucht sind: Barometer, Thermometer u. s. w., und zwar sind diese Instrumente von auserlesener Güte. Der Meteorograph des P. Secchi, den wir schon lange bestellt hatten, ist seit zwei Monaten eingetroffen und bereits zu voller Zufriedenheit in Thätigkeit. Ebenso haben wir einen herrlichen photographischen Magnetographen erhalten. Übrigens sind die Linien, welche diese Apparate zeichnen, nur an zweiter Stelle von Bedeutung. Der Schwerpunkt fällt in die direkten Beobachtungen. Für die eigentliche Meteorologie haben wir seit dem 1. September 1874 die Methode des Central-Observatoriums von Montsouris bei Paris angenommen, das unter der Leitung des Herrn Ch. Sainte-Claire Deville steht. Alle drei Stunden von Morgens 4 Uhr bis Abends 10 Uhr beobachtet man den Barometerdruck, die Temperatur, das hygrometrische Verhältniß, den Wind, die Wolkenmenge, den Ozongehalt der Luft, die Menge des gefallenen Regens u. s. w. Ein kleines Holzhäuschen, in dessen Bau kein Eisen verwendet wurde, dient zu den magnetischen Beobachtungen, die man mit einem in England gefertigten und am königlichen Observatorium von Kew erprobten Magnetometer vornimmt. Bisher hat man schon viele Beobachtungen sowohl über Deklination und Inklination als über die horizontale Stärke des Magnetismus vorgenommen; jedoch wird man bald eine noch vollkommenere und den meteorologischen Beobachtungen ähnliche Methode annehmen. Die Resultate werden in monatlichen Berichten veröffentlicht.

Für die Naturwissenschaft verwendet die Mission einen Pater, dessen einzige Arbeit während drei Viertheilen des Jahres darin besteht, unser Gebiet und etwa auch die Nachbarprovinzen zu durchstreifen und zu erforschen. P. Heude reist in einer chinesischen Barke, beobachtet und sammelt Alles, was ihm Interessantes aufstößt, namentlich Vögel, Fische, Muscheln und Pflanzen. Während der drei Monate, die er dann in Si-ka-wei zubringt, studirt und bestimmt er mit mehr Muße die Ausbeute seiner Streifzüge. Bereits hat er mehrere in Europa noch nicht bekannte Gattungen entdeckt. Seine Sammlungen bilden den Anfang eines Museums, das an Zahl und Werth seiner naturwissenschaftlichen Gegenstände bedeutend zu werden verspricht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Kiangsi. (Vgl. 1873. S. 18.) Msgr. Bray, aus der Lazaristencongregation, apostol. Vikar von Kiangsi, ist gegen Ende des vorigen Jahres in sein Vikariat zurückgekehrt, nachdem er in Angelegenheiten theils seiner Congregation, theils seiner Mission mehrere Monate in Frankreich und Italien zugebracht hatte. In einem Briefe nun, datirt aus Fu-tschëu-fu vom 1. April 1875, theilt er einem Freunde mit, wie er bei seiner Rückkehr die Mission gefunden habe.

„Wie ich erwartet hatte," schreibt er, „fand ich die ganze Mission von einem gewissen Unbehagen befangen. Im verflossenen Mai hatte man uns eine Kapelle verbrannt, einen Christen getödtet und gegen hundert christliche Familien ausgeplündert. Während meiner Abwesenheit hat nun zwar mein Stellvertreter, P. Anot, sich alle mögliche Mühe gegeben, um Gerechtigkeit zu erlangen, allein die Mandarine wollten, wie gewöhnlich, die Christen für das Unglück, das sie getroffen, verantwortlich machen. Da es aber rein unmöglich war, die Schuld der Opfer und die Unschuld der Angreifer zu beweisen, so gebrauchten sie die ihnen zu Gebote stehende Macht, um unsere Christen einzukerkern und einige von ihnen durch schreckliche Martern zur Unterzeichnung eines Schriftstückes zu zwingen, in welchem sie erklären, die Feuersbrunst, welche unsere Kapelle verzehrt habe, sei zufällig entstanden und nicht von Heiden angelegt worden. Und dieses Schriftstück wagten sie zur Unterzeichnung vorzulegen, obgleich das Feuer am hellen Mittag unter den Augen des Mandarins in Gegenwart eines großen aufgereizten Pöbelhaufens von einigen Heiden angelegt worden war! Ich habe mich jetzt von Neuem an die französische Gesandtschaft in Peking gewendet und erwarte mit einer gewissen Spannung die Antwort der Regierung.

„Unter diesen traurigen Umständen wollte der liebe Gott uns aber auch einige Tröstungen senden; in einem Theile des Kreises von Fu-tschëu hat sich die Anzahl der Katechumenen bedeutend vermehrt; in einem andern kann man ab und zu einige Erwachsene taufen; in den Bezirk von Tson-dschen, wo wir vor vier Jahren erst einige Christen hatten, mußte Herr Anot zwei Priester senden, um sich der 1200 Katechumenen anzunehmen, die sich dort zusammengefunden.

„Nach meiner Ankunft in Fu-tschëu berief ich die benachbarten Priester dorthin, um mir bei der Weihe der heiligen Öle zu assistiren. Neun konnten meiner Einladung Folge leisten, unter ihnen auch der Director des Seminars, welcher fünf Seminaristen mit sich brachte, die ihren theologischen Cursus beinahe vollendet haben. Am hohen Osterfeste hatte ich das Glück, 40 Erwachsene zu taufen, 50 zu firmen, und an der Communionbank fanden sich gegen 300 Männer und eben so viele Frauen ein; dem Pontificalamte aber in der während meiner Abwesenheit neu erbauten Kirche wohnten über 1000 Personen bei. Natürlich ist das nach europäischen Begriffen nichts Besonderes, aber für den Hrn. Anot, welcher bei seiner Ankunft hier nicht einmal eine Kapelle und im ganzen Kreise von Fu-tschëu keine fünfzig Christen vorfand, war der Tag doch gewiß trostreich; seit den 32 Jahren, die er jetzt hier in der Mission weilte, hatte er weder jemals so viele Priester bei der Weihe der heiligen Öle, noch so viele Christen bei der heiligen Communion und in der heiligen Messe gesehen. Die Feierlichkeit wurde übrigens der Anstoß zu mehreren fast wunderbaren Bekehrungen; Gott allein sei dafür die Ehre und der Preis, aber uns ist es doch auch gestattet, darüber uns zu freuen. Die neue Residenz, welche Herr Anot in Fu-tschëu während meiner Abwesenheit gebaut hat, hat Platz genug für zwölf Priester und die zur Bedienung nothwendigen Brüder."

Su-tschuen. (Nordwestliches Vikariat.) Unsere Leser erinnern sich, daß wir ihnen über die in diesem Vikariate ausgebrochene Verfolgung bereits zweimal in diesem Jahre (oben S. 19 und S. 106) Mittheilungen machten. Dieselbe wüthet

hauptsächlich im Distrikt Lin-tschui (Leng-tschu). Es liegt uns ein neuer Bericht darüber vor, den der Missionär, Herr Cottin, an seinen Bruder gerichtet hat. Der Brief ist datirt aus Laykiatschang 2. bis 8. April 1875 und lautet:

„2. April. Ich hatte gehofft, daß die Ruhe, welche sich kurz nach dem Abgang meines letzten Briefes eingestellt hatte, andauern würde; meine Hoffnung ist leider getäuscht worden. Gestern Abend erhielt ich zu Lin-tschui von einigen Familien, die auf dem Wege von hier nach Fonghongtschang in verschiedenen Abständen sich aufhalten, nacheinander sechs Botschaften, die mir mittheilten, daß die Banditen von Fonghongtschang aufgebrochen seien, um in Lin-tschui mit den Christen aufzuräumen; sie hätten vor, sich des Missionärs zu bemächtigen und die Kapelle zu zerstören. Bald darauf meldeten mir Christen aus der Stadt, unsere Verfolger hätten sich bereits des Süd- und des Westthores bemächtigt und die Zugänge zum Gerichtspalast besetzt. Eine halbe Stunde später war die Kapelle angefüllt von den Neophyten der Umgegend, die zu meiner Vertheidigung herbeigeeilt waren. Da die Vorsteher und Katechisten mich inständig baten, die Flucht zu ergreifen und mich für sie zu retten, beeilte ich mich, zunächst die Paramente und Cultusgegenstände in ein sicheres Versteck zu bringen, und füllte dann zwei Körbe mit den nöthigsten Gegenständen, um den weithin zerstreuten Gliedern meiner Gemeinde während dieser erzwungenen Abwesenheit die Heilsmittel der heiligen Religion zu bringen. Nach Beendigung dieser Vorbereitungen empfahl ich den Christen, jeden Zusammenstoß mit den Banditen nach Möglichkeit zu meiden, beauftragte die Katechisten, zum Gerichtshaus vorzudringen, wenn es eben anginge, und den Mandarin zu strengen Maßregeln gegen die Angreifer zu vermögen, und entfloh dann durch eine Hinterthür, welche sich gegen die Stadtmauer hin öffnete. Von zwei Christen begleitet, gelangte ich unter dem Schutz der Dunkelheit — es war schon 10 Uhr Abends — zum Nordthor und dann auf's freie Feld. Ich schlug den Weg nach Kwang-gan ein; allein da ich mich eben erst vom Krankenlager erhoben hatte, kam ich nur langsam voran; meine beiden Begleiter aber waren müde und hungrig und konnten mich also nicht unterstützen. Wir klopften an mehrere Thüren an; vergebens, erst nach dreistündigem Marsch gelangten wir zu einem Wirthshause, in dem ich bekannt war und dessen Eigenthümer uns mit der größten Liebe aufnahm. Bei Anbruch des Tages machte ich mich wieder auf den Weg und um 8 Uhr überschritt ich die Grenze zwischen Lin-tschui und Kwang-gan. Ich war aber auch am Ende meiner Kräfte; im nächsten Wirthshause konnte ich mich ein wenig erholen und dann meinen jetzigen Zufluchtsort bei einer Christenfamilie erreichen."

„4. April. Ein Bote bringt mir die Nachricht, daß die Ordnung, wenigstens dem Anscheine nach, wiedergekehrt ist. Die Thore der Stadt waren zwei Nächte hindurch in der Gewalt der Empörer. Der Mandarin hat ihnen dann Geld gegeben, damit sie abzögen. Ich denke morgen oder übermorgen in die Stadt zurückzukehren."

„8. April. Nachdem ich meinen Vorsatz ausgeführt, habe ich gestern zum zweiten Male meinen Posten verlassen müssen, um meine Christen nicht größerer Gefahr auszusetzen. Indessen habe ich mich nur auf die kurze Entfernung von zwei Stunden zurückgezogen, damit ich leichter Nachrichten erhalte. Während der Nacht sind fast alle Christen geschlagen und ihre Häuser geplündert worden. Mehrere von ihnen haben sich zu mir geflüchtet."

Ostindien.

Im Jahre 1874 wurde dem englischen Unterhause im sogen. Blaubuche ein Bericht vorgelegt, welcher sich zwar im Allgemeinen sehr günstig über die katholische Kirche Indiens äußerte, aber zugleich die Behauptung aufstellte, die katholische Mission sei in Indien unfruchtbar und mache keine Fortschritte, während die protestantischen Sekten zunähmen[1]. Einer der Missionäre der Madura-Mission, P. Centres, hat diese Behauptung einer näheren Prüfung unterzogen und ist durch eingehendere Forschungen über die Fortschritte der katholischen Kirche und der protestantischen Sekten in Indien zu ganz anderen Resultaten gelangt, als das officielle Blaubuch sie angedeutet hat. Wir wollen unsern Lesern diese Arbeit des eifrigen Missionärs, wenigstens in ihren wichtigeren Theilen, nicht vorenthalten. P. Centres schreibt:

Die Statistiker allein können in dieser Frage ein entscheidendes Wort sprechen, und an sie müssen wir uns also wenden. Es pflegen nun die Missionäre des apost. Vikariates von Madras regelmäßig ein katholisches Jahrbuch, The catholic directory, zu veröffentlichen, in welchem sie die von den katholischen Bischöfen Indiens ihnen zugesendeten officiellen Angaben über die einzelnen Vikariate zusammenstellen. Ich habe die sämmtlichen Bände von 1864—1875 vor mir, und aus diesen officiellen Angaben ersehe ich, daß die Zahl der Katholiken Indiens in dieser Zeit ziemlich stark gewachsen ist. Es betrug nämlich:

im Jahre	1864	die Zahl der Katholiken	990,456 Seelen,
„ „	1869	„ „ „ „	1,064,813 „
„ „	1874	„ „ „ „	1,172,788 „
„ „	1875	„ „ „ „	1,210,351 „

Die Gesammtzunahme in elf Jahren beträgt somit 219,995 Seelen, die durchschnittliche Jahreszunahme 20,000 Seelen, — gewiß ein nicht zu verachtendes Resultat. Es ist nun allerdings nicht zu läugnen, daß diese Zunahme nicht ganz auf Neubekehrungen Erwachsener trifft. Wie das englische Blaubuch hervorhebt, sind die Ehen der Katholiken Indiens sehr fruchtbar, namentlich im Vergleich mit den Ehen der Muhammedaner und der Hindus. Es gibt katholische Dörfer, die in weniger als dreißig Jahren ihre Einwohnerzahl sich verdoppeln sahen. Eine zweite Quelle der Vermehrung liegt darin, daß mit der größeren Entwicklung der katholischen Mission die Zahl der Katholiken genauer bekannt wird und manche katholische Familien erst jetzt mit den Missionären in Verbindung treten. Allein trotzdem wird auch den Bekehrungen Erwachsener immer noch ein guter Theil des Zuwachses zuzuschreiben sein. Nur aus zwei Vikariaten stehen mir für diese elfjährige Periode nähere Data zur Verfügung; das Vikariat von Pondichery rechnet für diese elf Jahre 8525 Taufen Erwachsener und das Vikariat Madura etwas über 7000. In mehreren anderen der 23 Vikariate Indiens sind die Neophyten allerdings nicht so zahlreich gewesen, allein die Erfolge der Herren Ligeon, Gandy, Fourcade, P. Trincal und vieler anderer Missionäre zeigen doch wohl hinreichend, daß die katholische Mission Indiens ihre Fruchtbarkeit nicht eingebüßt hat.

Wir müssen übrigens auch noch darauf hinweisen, daß die Zahl der Christen eine noch größere sein würde, wenn nicht die Auswanderung uns jährlich so viele raubte. Es ist bekannt, daß jährlich viele Tausende Kulis nach Bourbon, St. Maurice, den Antillen, den Staaten Südamerika's und nach Oceanien auswandern. Die Armuth zwingt sie, sich auf diese Weise als Halbsclaven zu verdingen, und da nun die Katholiken Indiens großentheils den ärmeren Kasten angehören, so gehört ihnen auch ein ziemlich starker Prozentsatz der auswandernden Kulis an. Es ist dieses so wahr, daß auf den Inseln Bourbon und St. Maurice mehrere Missionäre allein mit diesen katholischen Kulis beschäftigt sind. Die Auswanderung nimmt zuweilen sehr große Ausdehnung an. P. Saint-Cyr schätzte im Jahre 1868 die Zahl der während der Hungerjahre 1866 und 1867 aus der Mission von Madura ausgewanderten Katholiken auf 10,000.

Es wird Sie wohl interessiren, in einer übersichtlichen Tabelle die Lage der katholischen Kirche Indiens für das Jahr 1875 zusammengestellt zu sehen.

[1] Statement exhibiting the moral and material progress and condition of India during the year 1871—72.

Vikariate.	Unter Jurisdiction der ap. Vikarien stehende			Unter Jurisdiction des Patriarchen von Goa[1] stehende	
	Priester.	Katholiken.	Schüler.	Priester.	Katholiken.
Madras	25	41,075	2,418	16	6,736
Haiderabad (Nisam)	9	6,645	300	2	350
Wisagapatam	26	10,000	1,900		
Pondichery	85	137,788	3,289	4	2,314
Maissur	27	25,070	1,420		
Coïmbatur	23	21,339	573		
Madura	56	145,000	3,123	15	24,500
Quilon (Köllan)	33	71,474	2,760	10	12,600
Werapoli	318	288,000	7,800	20	40 000
Mangalur	28	45,000	2,000	22	25,366
Bombay	77	21,000	2,392	63	30,000
Agra	36	14,300	750		
Patna	22	10,000	500		
West-Bengalen	39	12,000	1,650	4	230
Ost-Bengalen	6	7,610	286	5	3 520
Central-Bengalen	9	1,191	211		
Nord-Birma	5	2,000	200		
Süd-Birma	19	10,350	1,000		
Ost-Birma	5	1,650	300		
Malaiische Halbinsel	15	6,160	1,200	4	2,500
Siam	24	10,000	800		
Ceylon { Colombo	32	107,500	7,688	2	50
Ceylon { Dschaffna	31	65,533	3,701	2	1,500
	950	1,060,685	46,261	169	149,666

Im Ganzen haben wir also in Englisch Indien: 1119 katholische Priester und 1,210,351 Katholiken; dazu müssen wir nun aber noch 522 Priester und 245,388 Katholiken rechnen, die in den indischen Besitzungen Portugals unter der ordentlichen Jurisdiction des Erzbischofs von Goa stehen. Demgemäß hat die katholische Kirche Indiens 1671 Priester und 1,455,739 Gläubige.

Wie steht's dem gegenüber nun mit dem Protestantismus? Unter diesem Namen begreifen wir alle diejenigen christlichen Sekten, welche in Indien der katholischen Kirche gegenüber stehen, obwohl wir durch diese Zusammenfassung die unrichtige Idee erwecken könnten, als stehe neben der geschlossenen Einheit der katholischen Kirche eine ebenso geschlossene protestantische Kirche, während doch die einzelnen Sekten sich gar nicht selten unter einander bekämpfen und gegenseitig ihre Schäfchen einander abzujagen suchen. Weil man mich der Parteilichkeit beschuldigen könnte, wenn ich die Ansprüche der Protestanten auf ihr richtiges Maß zurückführen wollte, so mag ich lieber für mich ein protestantisches Blatt sprechen lassen. Der Bericht Markam's über die Fortschritte der protestantischen Sekten im Gegensatz zu der katholischen Kirche hatte die protestantischen Missionäre Indiens ein wenig übermüthig gemacht; sie sprachen nur mehr von ihrem „großen Erfolg". Deßhalb glaubte die „Madras Mail" die Herren ein wenig zur Bescheidenheit mahnen zu müssen. Sie schrieb:

„Es scheint uns, als leisteten die [protest.] Missionäre und deren Vertheidiger der Sache des Christenthums keinen großen Dienst, wenn sie ihre Arbeiten mit dem Titel „eines großen Erfolges" verzieren. Sie scheinen dadurch das Publikum einladen zu wollen, durch ihre Vergrößerungsgläser zu schauen; das Publikum aber antwortet: Ihr wißt gar nicht einmal, was ein Erfolg und ein Mißerfolg ist. Entsprechen die erlangten Resultate der aufgewendeten Mühe und den ungeheuren für die Missionen ausgegebenen Summen? Auf diese Frage drängen sich die protestantischen Gesellschaften heran und legen uns einige Statistiken vor, aber ihre Zahlen beweisen das Gegentheil von dem, was sie beweisen wollen. Wenn man die Bekehrung von 224,000 Personen zum Protestantismus[1] bei einer Heidenzahl von 200 Millionen bereits einen „großen" Erfolg nennen kann, wie muß man dann erst den Erfolg der Katholiken nennen? Nach der letzten Zählung beträgt die Zahl der Katholiken in der Präsidentschaft Madras 426,000 Seelen, die der Protestanten nur 118,000; das macht also für Süd-Indien einen Katholiken auf 74 und einen Protestanten erst auf 266 Seelen. Wenn dieses letzte ein „großer" Erfolg genannt wird, wie dann das erste viermal bedeutendere Resultat?"

Zu dieser Antwort der protestantischen Madras Mail müssen wir indessen ein paar Bemerkungen machen; dieselbe rechnet nur die Katholiken und Protestanten der unmittelbaren englischen Besitzungen, wodurch ihr Resultat für die Katholiken sich noch ungünstig stellt; denn zählt man die Katholiken der französischen Besitzungen, der unabhängigen Reiche rc. noch hinzu, so haben wir in Süd-Indien im Bereiche der Präsidentschaft Madras 856,000 Katholiken, während zu den 118,000 Protestanten kaum 4—5000 hinzutreten dürften, somit trifft in Süd-Indien bereits auf 40 Einwohner ein Katholik und höchstens auf 250 Seelen ein Protestant. Noch ein anderer Umstand aber ist in Anschlag zu bringen. Unter den 118,477 Protestanten der Präsidentschaft Madras sind 93,985 Eingeborene und 24,492 Europäer und Abkömmlinge von Europäern; unter den 426,643 Katholiken sind 407,642 Eingeborene und 19,000 Europäer und deren Abkömmlinge; d. h. von der Zahl der Protestanten sind mehr als 20%, von der Zahl der Katholiken nicht einmal 5% Einwanderer, die mit dem Erfolg der Mission nichts zu thun haben. Rechnen wir jetzt noch alle Diejenigen ab, welche von den mehr als 600 protestantischen Missionären und ihren Familien als Diener u. s. w. abhängig sind, so schrumpft die Zahl noch bedeutend mehr zusammen. Und nun sehen wir zum Schluß noch, wie die Zahlen auf den Listen der protestantischen Missionäre wachsen; ich spreche nur von solchen Beispielen, die mir aus meiner Umgebung bekannt sind.

In einem Dorfe bei Tandschur hatten einige Katholiken Streit mit dem katholischen Missionär wegen des Besitzes der Kirche; es kam

---

[1] Bekanntlich besteht in einem großen Theile des englischen Indien eine doppelte Jurisdiction, indem der goanesische Patriarch oder vielmehr die portugiesische Regierung vermöge ihrer Patronatsrechte die Leitung der ganzen katholischen Kirche Indiens beanspruchte, durch die Nachgiebigkeit des römischen Stuhles die Sache aber vor einigen Jahren vorläufig dahin geregelt wurde, daß ein Theil der Katholiken den apostolischen Vikarien, ein Theil der außerordentlichen Jurisdiction des goanesischen Erzbischofs unterworfen wurde. (Vgl. oben S. 207.) A. d. R.

[1] Wir wollen nicht verhehlen, daß die protestantische Statistik die Zahl der Protestanten in Britisch Indien für das Jahr 1872 auf 318,363 angibt, unter denen 78,494 Communikanten waren, und daß sie seit dem Jahre 1862 eine Zunahme von 105,181 Personen, unter denen 29,813 Communikanten, constatiren will. (Allgemeine Missionszeitschr. 1874. S. 85.) Der große Unterschied zwischen der Communikanten- und der Christenzahl rührt daher, daß die protestantischen Prediger Alles, was sich meldet, in ihre Listen eintragen und so allerdings große Zahlen erreichen. Die eben angeführte Allgemeine Missionszeitschr. glaubt (S. 86) hervorheben zu müssen, daß die Zunahme der Protestanten in 10 Jahren 60%, die der Katholiken nur 11% betragen habe. Zunächst betrug aber die Zunahme der Protestanten, wenn wir auch bei ihnen die protestantischen Zahlen als richtig annehmen, nicht 60%, sondern 49%, die der Katholiken nicht 11%, sondern 29%; dann aber muß vor Allem berücksichtigt werden, daß diese Prozentrechnung ein durchaus unrichtiges Bild gibt. Wenn 1864 erst 10 Protestanten waren und 1874 finden sich ihrer 20, so haben wir eine Vermehrung um 100%, und wenn 1864 eine Million Katholiken war und 1874 sich 1,100,000 findet, so haben wir eine Vermehrung von bloß 10%. Auf diese Weise streut man dem protestantischen Volk Sand in die Augen. A. d. R.

zum Prozeß und die Katholiken wendeten sich an den protestantischen Missionär, um bei diesem die nöthige Unterstützung für den Prozeß zu finden. Natürlich wurden sie gleich als Protestanten eingeschrieben. Nach Beendigung des Prozesses kommen aber jene Katholiken wieder zu ihrem katholischen Seelsorger zurück und betheuern hoch und heilig, sie hätten nie ihren Glauben verleugnet. Kaum erfährt dieses der protestantische Prediger, so fordert er sein Geld zurück, das er ihnen zur Führung des Prozesses vorgestreckt hatte; vier oder fünf, die nicht zahlen können, sind so verhindert, sich offen als Katholiken zu erklären, wenn sie nicht in's Gefängniß geworfen werden und ihre Familie nicht ruinirt sehen wollen.

Neulich war ein Prozeß zwischen Heiden und Katholiken; die ersteren wenden sich an den protestantischen Prediger um Unterstützung und versprechen, sich von ihm taufen zu lassen. Sie werden eingeschrieben, gewinnen den Prozeß, kehren dann in ihr Dorf zurück, um ihren Götzen ein großes Dankopfer zu bringen.

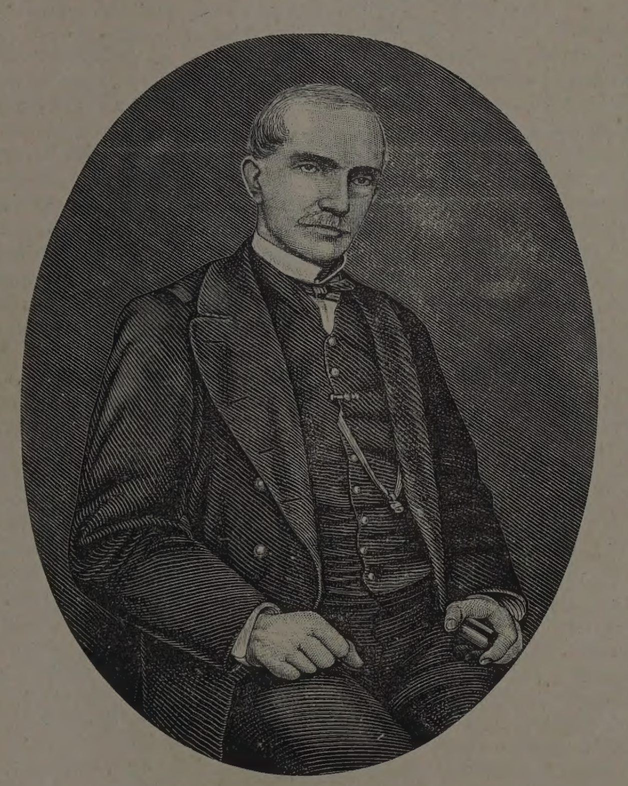
Ein junger Mann war Schullehrer bei den Katholiken; unzufrieden mit dem Missionär, wendet er sich an die Protestanten und wird von ihnen angestellt. Nach einiger Zeit fühlt er Gewissensbisse und erklärt dem Prediger, daß er wieder katholisch werden wolle. Als dieser sein Erstaunen darüber ausdrückte, öffnete der Jüngling seine Weste und zeigte sein Skapulier als Beweis, daß er im Herzen immer Katholik geblieben sei.

Es wäre leicht, diese Beispiele zu vermehren; jeder Missionär, in dessen Nähe sich eine protestantische Mission befindet, hat Gelegenheit, solche Erfahrungen zu machen. Wenn die Protestanten nicht den armen katholischen Indiern so großen Schaden zufügten, wäre man oft in Versuchung, über ihre Anstrengungen und über ihre Täuschungen zu lachen. Weil sie keine Heiden „bekehren“ können, suchen sie die Katholiken zu verkehren.

Aus dem bisher Gesagten erhellt wohl hinreichend, mit wie wenig Grund das englische Blaubuch von einem Stillstand der katholischen und einem Fortschritt der protestantischen Mission spricht. Das Gegentheil dürfte wohl richtiger sein.

Ecuador.

Der Telegraph hat uns in diesen Tagen die traurige Nachricht von der am 6. August erfolgten Ermordung des Präsidenten der Republik Ecuador überbracht. Wir haben in diesen Blättern bereits so oft schon Gelegenheit gehabt, des Eifers dieses wahrhaft katholischen Staatsmannes für die Missionen Erwähnung zu thun, daß unsere Leser sich nicht wundern werden, wenn wir ihm bei seinem unerwarteten Tode wenigstens einige Worte widmen. Zu einem vollständigen Lebensbilde fehlen uns zwar die Materialien, aber die folgenden Auszüge aus einem Briefe, den P. Dressel, Professor der Chemie am Polytechnikum von Quito, am 11. Mai d. J., unmittelbar nach der jüngsten Präsidentenwahl uns schrieb, können uns doch in etwa den Mann kennen lehren, den liberale und wir dürfen hinzusetzen: von der Loge gedungene[1] Meuchelmörder jetzt aus dem Wege geräumt haben. Garcia Moreno war gerade zum dritten Male zum Präsidenten der Republik Ecuador gewählt worden. Das erste Mal hatte er diese hohe Stelle eingenommen vom Januar 1861 bis Mai 1865; einstimmig war er damals erwählt worden. In dieser ersten Regierungsperiode bereits suchte er vor Allem die materiellen Zustände des Landes zu heben; allein die beständigen Streitigkeiten, welche die auf das Ausland, namentlich Neu-Granada, sich stützenden Liberalen erregten, legten ihm stets neue Schwierigkeiten in den Weg. Erst als er im Januar 1869 zum zweiten Male das Ruder der Regierung ergriffen und eine im März des nämlichen Jahres gegen ihn ausgebrochene Verschwörung mit Waffengewalt niedergeschlagen hatte, fand er mehr Muße, seine Pläne zum Besten des Landes auszuführen. Was er in dieser Beziehung geleistet, ist aus dem Briefe P. Dressel's ersichtlich, den wir jetzt folgen lassen.



Garcia Moreno, Präsident von Ecuador.

... „Nun komme ich zu einem andern Thema, zur Präsidentenwahl und zum gegenwärtigen Präsidenten unserer Republik Ecuador. Die Wahl fand am 3., 4. u. 5. Mai statt. Schon lange vorher hatte man sich in Guayaquil und Cuenca gegen eine Wiederwahl Garcia Moreno's gerührt; indessen die conservative Partei antwortete darauf, indem sie Listen mit den Namen derjenigen veröffentlichte, die für den bisherigen Präsidenten stimmen würden. Als so ersichtlich wurde, daß an einer Wiederwahl nicht zu zweifeln sei, wofern nur Alles auf rechtliche Weise zuginge, bildete sich in Guayaquil eine Verschwörung gegen ihn. Allein Garcia Moreno kam ihr auf die Spur, unterdrückte sie in aller Ruhe, bevor noch Jemand etwas gemerkt hatte, und verbannte die Rädelsführer. Die Wahlen verliefen mit einer für einen aus dem bewegten Europa kommenden Fremden ganz unbegreiflichen Ruhe und Stille. Hier in Quito wurden nur wenige

---

[1] Als der bisherige apostol. Delegat von Ecuador, Msgr. Seraphin Vannutelli, sich nach seiner Ernennung zum Nuntius für Belgien vom Präsidenten Garcia Moreno verabschiedete, theilte dieser ihm mit, er habe gerade die Nachricht erhalten, daß auf einer zu Lima gehaltenen Versammlung der Freimaurer von Peru, Ecuador u. s. w. sein (des Präsidenten) Tod beschlossen worden sei. Msgr. Vannutelli war noch nicht in Rom angelangt, als die Kunde von der Ausführung dieses Logenbeschlusses schon telegraphisch gemeldet wurde.

Stimmzettel abgegeben, aber alle für Garcia Moreno. Die verhältnißmäßig geringe Zahl der Wähler hat ihre einzige Ursache in der ecuadorianischen Gleichgültigkeit. Als ich das Resultat erfuhr, ärgerte ich mich nicht wenig, denn ich meinte, gerade die Quitenser hätten bei dieser Gelegenheit zeigen müssen, daß sie wenigstens ihren Präsidenten zu schätzen wissen, wenn auch Fernerstehende ihn für einen Tyrannen, einen Ehrgeizigen, einen schlechten Finanzmann, einen kurzsichtigen Liebhaber der mittelalterlichen Finsterniß u. s. w. halten. Gerade sie mußten ihm ihren Dank bezeugen, da gerade sie Tag für Tag Gelegenheit haben, ihn als einen ganz Anderen kennen zu lernen, als der Liberalismus ihn schildert. Sie haben ja gesehen, daß Quito in den letzten drei Jahren aus einem Gewirr von Ruinen und einem Schmutzhaufen in eine für Südamerika reinliche, ansehnliche Stadt mit reparirten oder neuen öffentlichen Gebäuden, mit schönen öffentlichen Plätzen umgewandelt worden, daß Garcia Moreno für ihre Kinder Schulen jeder Art eröffnet, gut ausgerüstet und mit geeigneten Lehrkräften versehen hat. Allerdings berief er meistens für die Schulen Ordensleute: Schulbrüder für Elementar- und Gewerbeschulen, Lazaristen für Seminarbildung, Jesuiten für das Polytechnikum, Schwestern der Vorsehung für Waisenmädchen und Bürgertöchter, Schwestern der hl. Herzen (Picpus) für höhere Töchterschulen. Allein dieß that er, theils mit Rücksicht auf die Finanzen des Staates, welche weit weniger von Ordensleuten als von weltlichen Lehrern in Anspruch genommen werden, theils weil er etwas Ständiges verlangte, während bekanntlich die nach Südamerika gehenden europäischen weltlichen Lehrer nur rasch Fortune machen und dann wieder nach Europa zurückkehren wollen. Er baute ein herrliches chemisches Laboratorium, so gut nur irgend eine europäische Universität es besitzt, ein physikalisches Cabinet, ausgerüstet mit den neuesten Instrumenten, eine ausgezeichnete Sternwarte mit dem besten Telescop, das, in München gefertigt, nur wenige seines Gleichen auf der ganzen Erde hat. Den Medizinern baute er eine neue Anatomie und berief für sie zwei tüchtige Professoren aus Montpellier; für die Ausbildung der hier sehr zahlreichen Talente zur Malerei sorgte er durch die Gründung der Academia de bellas artes und für die Einführung einer guten Musik durch die Gründung des Conservatorio. Für die erstere berief er einen Professor aus Rom und sandte mehrere junge Kräfte zur Ausbildung nach Italien; für die Musikschule ließ er ebenfalls einen Direktor und mehrere Professoren aus Rom kommen. Er errichtete ein großes Hospital unter Leitung der Vinzentinerinnen, ein Correctionshaus für schlechte Weiber unter Leitung der Frauen vom guten Hirten, die von Nordamerika kamen. Freilich baute er auch ein festes und großartiges Gefängniß; doch war dieses zum Wohl des Landes nicht weniger nöthig. Alle diese wohlthätigen Einrichtungen hat er bereits schon in allen übrigen größeren Städten in's Leben gerufen.

„Nehmen Sie dazu die im Verhältniß für die Einkünfte des Landes unternommenen großartigen Wegebauten, so haben Sie einige seiner Hauptschöpfungen, werden sich aber unmöglich einen Begriff davon machen können, welche Geduld, Energie, Thätigkeit und Rührigkeit von Seiten des Präsidenten nöthig war, um dieß Alles anfangen, fortführen und vollenden zu können. Unter seiner Regierung kam das Land endlich zur Ruhe und fing an zu begreifen, daß ein Leben im Frieden und unter geordneten Verhältnissen schließlich doch nützlicher und angenehmer ist, als ein ewiges Revolutioniren. Um dieses Resultat zu erreichen, bedurfte es von seiner Seite einer außerordentlichen Klugheit und einer kräftigen Hand; denn Sie glauben nicht, wie unerträglich es diesen Leuten ist, mehrere Jahre lang politische Cravalle und Änderungen entbehren zu müssen, wie die Liberalen und die Rothen Alles in Bewegung setzten, um einen Putsch zu insceniren und an die Stelle Garcia Moreno's einmal wieder einen von „ihren Leuten" zu setzen, und wie von auswärts hiezu geholfen und angetrieben wurde. Doch immer glückte es ihm, solchen gefährlichen Experimenten bei Zeiten auf die Spur zu kommen und das Feuer im ersten Keime zu ersticken. Freilich hat er gesorgt, mit der Zeit die Soldaten zu discipliniren und die Ämter mit zuverlässigen Personen zu besetzen.

„Sein Hauptaugenmerk geht vor Allem darauf, Ecuador moralisch zu heben, das Volk an Arbeitsamkeit zu gewöhnen, Trunk und Diebstahl 2c. zu vermindern, der Jugend alle Mittel zur Bildung und geistigen Hebung zu verschaffen; daneben soll das Land hiedurch auch materiell, industriell, commerciell sich entwickeln und so nach und nach zu einer allseitigen Blüthe sich entfalten. Die übrigen Republiken, die in stets schlechteres Fahrwasser gerathen, sehen dieß sein Ziel und seine Erfolge und wollen um keinen Preis, daß seine Plane sich verwirklichen. So steht das kleine Ecuador inmitten der übrigen Republiken Südamerika's und genießt die Sympathie der Guten aller andern Staaten, aber erregt auch den Haß und die Wuth der Schlechten, deren Zahl in denselben systematisch immer vermehrt wird. Das Feuer, das in Brasilien zu lodern begonnen hat, glimmt unter der Asche bereits in Chile, Peru, Neugranada, und es wird, wenn die Dinge so wie bis jetzt vorangehen, über Ecuador zusammenschlagen. Wenn letzteres sich innerlich zu kräftigen fortfährt, so wird es diesem Brande trotzen können; wenn nicht, so wird es unfehlbar in die allgemeine Zerrüttung hineingerissen. Deßhalb ist die Wiederwahl Garcia Moreno's von solcher Bedeutung, deßhalb die seitdem erneuten Anschläge auf sein Leben. Doch diese fürchtet er nicht, und es ist erhebend, ihn selbst hierüber reden zu hören: „„Die Vorsehung hat mich bis jetzt aus so vielen derartigen Gefahren unversehrt hervorgehen lassen, warum sollte ich nicht weiter auf sie bauen?"" Er macht es nicht wie Andere, die großen Lärm aus solchen Vorkommnissen machen, wenn auch nichts dahinter war; er ignorirt die absichtlichsten Anzettelungen gegen sein Leben im Vertrauen auf die gute Sache, die er vertritt, und auf die Hilfe Desjenigen, für den er sie vertritt. Deßhalb diese felsenfeste Ruhe und Sicherheit, mit der er in allen, selbst den gefährlichsten Verhältnissen seinem Ziele unverrückt entgegengeht. Er hat sich nun einmal zum Wohle seines Landes geopfert. Doch wie Wenige sind, die seine Arbeiten und Mühen dankbar anerkennen! Man ist zufrieden, daß er mit Hintansetzung privater Vortheile unermüdlich die Interessen des Landes fördert, und hat ihn auch deßhalb wiedergewählt, aber eine entsprechende Dankbarkeit wird ihm nicht zu Theil, wie es die Art und die Betheiligung an der Wahl wieder klar zeigte. Es ist etwas ganz Eigenthümliches um so eine südamerikanische Republik. Der Präsident ist ein gewöhnlicher Bürger, der auf keine besondere Auszeichnung oder Anerkennung Anspruch machen kann, damit er sich ja nicht über die Andern erhebe. Aus dem einen Grunde, daß durch die Wiederwahl Garcia Moreno's der republikanische Präsidentenbegriff in etwa verwischt werden könnte, waren Manche, selbst Gute, gegen die Wiederwahl, und hätten lieber einen unerfahrenen, weniger geeigneten Mann an die Spitze der Republik gestellt.

„Garcia Moreno ist in seinem gewöhnlichen Leben höchst einfach, und unterscheidet sich in nichts von andern quitensischen Bürgern, nur daß es bei ihm ärmlicher, weniger verschwenderisch hergeht. Im Umgange höchst gebildet (er lebte längere Jahre in den besten Kreisen der französischen Hauptstadt), dabei anspruchslos, herablassend und zugänglich für den Niedrigsten, tritt doch stets sein natürliches Feuer hervor und geht unter Umständen leicht in Heftigkeit über. Er spricht mit Leichtigkeit französisch und englisch, und weiß in allen Gebieten die Conversation auf eine interessante Weise zu führen. In Allem blickt der Ernst, mit dem er seine Aufgabe erfaßt, seine tief religiöse Gesinnung, sein frischer lebenskräftiger Katholicismus durch. Ich hatte Gelegenheit, bei sehr verschiedenen Gelegenheiten mit ihm zu verkehren, und immer ging ich erbaut von ihm weg. Als ich ihn zu wiederholten Malen auf einem Landhause besuchte, wo er mit seiner Familie zur Erholung weilte, war er die Gemüthlichkeit selbst, ohne seinen Ernst zu verläugnen. Als es zur Messe ging, begab er sich gleich in die Sakristei, legte die Gewänder zurecht u. s. w. und diente selbst vor dem Dorfvolke die Messe. Könnten Sie nun die hohe imposante Gestalt des Präsidenten, seine eisernen, aber doch ange-

nehmen Züge, sein schneeweißes Haar (trotz seines besten Mannesalters), seine militärische Haltung, so könnten Sie verstehen, welche Achtung er einzuflößen vermag. Ein Lebensbild Garcia Moreno's müßte eine äußerst interessante und anregende Lectüre sein, und auch ein gar nützlicher Spiegel für manche Herren des alten Kontinents."

Aus diesem Briefe P. Dressel's, der lange vor Ermordung des Präsidenten geschrieben und durchaus nicht für die Veröffentlichung bestimmt war, läßt sich schon erkennen, wie viel Ecuador durch den Tod dieses Mannes verloren hat, aber auch wie wenig die Liberalen vor einem Verbrechen oder auch vor dem Unglücke eines ganzen Landes zurückschrecken, wenn sie nur auf diese Weise der katholischen Kirche einen Schaden zufügen können.

Argentinische Republik.

Der hochwürdigste General der Franziskaner hatte die Gewogenheit, uns einen Brief mitzutheilen, aus dem folgende Auszüge unsern Lesern gewiß nicht unangenehm sein werden. Der Brief ist geschrieben vom hochw. P. Ludwig Rossi M. O. am 7. Juni d. J. aus Rosario[1].

„Es ist mir eine angenehme Pflicht, Ihnen Einiges über unsere Arbeiten in diesen letzten sechs Monaten mittheilen zu müssen. Was zunächst unsere gewöhnlichen Arbeiten in unsern Kirchen betrifft, so wurden diese außerordentlich fleißig besucht; während der Charwoche kamen die Leute nicht nur aus der Umgegend, sondern sogar von Las Piedras und noch weiter her. Zum großen Vortheil gereicht es dem Lande, daß der Gebrauch, die heiligen Exercitien zu machen, nach mehrjähriger Unterbrechung wieder aufgenommen wurde. Viele Priester und auch einige Laien zogen sich in unserm Kloster einige Tage zurück, um der Betrachtung der ewigen Wahrheiten obzuliegen.

„Viel reicher aber war die Frucht der öffentlichen Exercitien oder Volksmissionen, welche einige unserer Patres im Departement Pergamino, das zur Provinz Buenos Ayres gehört, und im Departement Coronda in unserer Provinz gaben. Zahlreiche Bekehrungen belohnten die Anstrengungen der Missionäre. Ew. Hochwürden können sich eine Idee von dem Nutzen und der Nothwendigkeit dieser Arbeit aus folgenden Auszügen aus den Briefen der Missionäre machen.

„P. Paolino Piccirilli, welcher die Mission im Departement Pergamino gab, schrieb mir am 30. Mai: „„Ew. Hochwürden können sich nicht vorstellen, welche Unwissenheit hier auf dem Lande herrscht. Greise von 60, 70 Jahren wissen fast Nichts von der Existenz Gottes; der größte Theil der Landleute weiß kaum, wer Jesus Christus ist. Damit ist wohl Alles gesagt; sie wissen Nichts von den göttlichen Geboten, Nichts von den Glaubenslehren, können manchmal nicht das heilige Kreuzzeichen machen. Drei Viertel der Eheleute haben seit ihrer Heirath nie mehr gebeichtet; ich habe sogar solche getroffen, die auf die Frage: Wie viele Götter gibt es? keine Antwort wußten. Wenn wir deßhalb aus unserer Mission keine andere Frucht geerntet hätten, als diese 6000 Personen in den zum Heile unumgänglich nothwendigen Wahrheiten zu unterrichten, wären unsere Mühen nicht verloren.""

„P. Nicola Puttignani, welcher noch immer in der Provinz Coronda beschäftigt ist, schrieb mir am 17. Mai aus Totoras: „„Alle Tage wachsen unsere Arbeiten, aber auch die erzielten Früchte. Der Zulauf ist ein ungeheurer; von allen umliegenden Orten kommen täglich Hunderte, um ihre religiösen Pflichten kennen zu lernen und zu erfüllen. Wenn der Zulauf in den andern Distrikten ebenso groß sein wird, werden wir vor dem Juli unsere Arbeiten nicht beenden können."" Der Pfarrer von Totoras schrieb mir zu gleicher Zeit: „„Wie groß das Gute ist, das die Mission hier wirkt, weiß Gott allein. Wir haben 34 Paare, die in wilder Ehe lebten und von denen einige sogar den Ermahnungen des Bischofs widerstanden hatten, mit der Kirche ausgesöhnt und ihren Ehebund gesegnet. P. Nicola hat durch seine Predigten ihr hartes Herz erweicht. Andere, die in ähnlichen Verhältnissen leben, bereiten sich vor, die nämliche Gnade zu empfangen. Die Menge, welche sich den heiligen Sacramenten nähert, ist ungeheuer groß; darunter sind nicht wenige, die seit 30 und mehr Jahren nicht mehr gebeichtet hatten."" Ebenso schrieb mir der Friedensrichter jenes Distriktes: „„Die Ankunft der Patres in dieser Gegend war für alle Gläubigen eine unschätzbare Wohlthat. Aber um die ganze Frucht aus der Mission zu ziehen, muß P. Nicola noch einige Tage bleiben. Ew. Hochwürden wissen ja, wie schwer es ist, in diesen entfernten Gegenden eifrige Priester zu finden; deßhalb müssen wir jetzt die Gelegenheit benutzen.""

„Aus diesen Auszügen können Ew. Hochwürden wenigstens in etwa die Mühen und Leiden, aber auch die Tröstungen Ihrer Söhne in diesem Lande erkennen."

Nachdem P. Rossi noch einige Stationen aufgezählt hat, in denen die Patres zeitweilig thätig waren, fährt er fort:

„Zu diesen Arbeiten kommen dann noch einige andere, die uns beständig in Athem halten. Eine der mühsamsten und zeitraubendsten ist der Besuch der Kranken, um denselben die heiligen Sacramente zu spenden. Denn wir haben nicht nur diejenigen der Stadt und nächsten Umgebung zu versehen, sondern manchmal müssen wir bis zu 20 oder 25 Stunden weite Reisen machen, um einem Verlassenen auf dem Todesbette den Trost der heiligen Religion zu bringen. Dann nimmt die Schule, welche von ungefähr 150 Knaben besucht wird, unsere Zeit in Anspruch. Und endlich haben wir in den benachbarten Pfarreien immer auszuhelfen.

„Alle diese Beschäftigungen sind aber so geordnet, daß sie uns nicht hindern, dem Geiste unserer Satzungen gemäß, an unserer eigenen Vollkommenheit zu arbeiten. Auch wenn nur zwei oder drei Priester im Kloster anwesend sind, werden alle gemeinschaftlichen Übungen u. s. w. pünktlich verrichtet. So groß auch die Anstrengungen sind, so dienen doch Alle ohne Ausnahme dem Herrn in der Freude des Herzens."

[1] Rosario, 32° 56′ 44″ S. Br. und 60° 41′ W. v. Greinw., 40 deutsche Meilen oberhalb der Mündung des Paranà, ist, als es im Jahre 1852 zum Haupthafen der argentinischen Conföderation erklärt wurde, aus einem kleinen Dorfe zu einer bedeutenden Stadt von mehr als 20,000 Einwohnern angewachsen. Indessen hat es, seitdem im Jahre 1860 seine bevorzugte Stellung in Bezug auf den Handel verloren ging, wieder viel von seiner Bedeutung verloren, obgleich es wohl immer der wichtigste Binnenhafen der Republik bleiben wird. Rosario gehört zu der Provinz Santa Fe, welche sich als eine große Ebene in der Gestalt eines langen Viereckes zwischen dem 29° und 33° 30′ S. Br. am Westufer des Paranà hinzieht.

Miscellen.

Mexikanische Zustände. In Mexiko blüht bekanntlich der Liberalismus, und der Kulturkampf feiert seine glänzendsten Siege. Wie gewöhnlich, haben die Jesuiten den Reigen der Verbannten eröffnet, und ihnen sind alle andern Ordensmänner und Ordensfrauen gefolgt, bis zuletzt der Liberalismus sogar die barmherzigen Schwestern aus den Spitälern riß, auf Schiffe packte und über's Meer schickte. Wir haben das seiner Zeit berichtet; unsere Leser möchten aber vielleicht gerne wissen, wie es denn jetzt in diesem gesegneten Lande aussieht, das nicht mehr von den kulturfeindlichen Ordensleuten verpestet wird und in dem den Weltgeistlichen die Hände ebenso gut gebunden sind, wie in einem andern Lande, das von Mexiko viel weiter entfernt ist, als von Rußland.

Ein Correspondent des New-York-Herald hat im Laufe des Juli West-Mexiko heimgesucht und veröffentlicht nun, was er dort gesehen und gehört. Vollen Glauben verdient derselbe gewiß; denn er entpuppt sich im Verlaufe seines Berichts als ein eifriger Kulturkämpfer.

Nachdem dieser unser Gewährsmann zunächst den allgemeinen Zustand des Landes als den äußerster Unzufriedenheit, Unsicherheit und Verwirrung geschildert, kommt er des Näheren auf die Hafenstädte, die er persönlich besucht hat.

Acapulco, den Haupthandelsplatz in Guerrero, fand er von einer ungeheuern Räuberbande belagert. In Folge dessen war in der armen Stadt eine Hungersnoth ausgebrochen. Korn kostete neun Dollars der Bushel, fiel indeß bei Ankunft des Dampfers, der den Herald-Correspondenten trug, ungefähr auf die Hälfte. Inzwischen waren Weiber und Kinder bereits in nicht geringer Anzahl Hungers gestorben.

Noch schlimmer stand es in Manzanilla. Auch dort hatte eine Spitzbubenbande von 250 Mann, die übrigens im Einverständniß mit den „Behörden" stand, Wochen lang die Thore belagert. Wer nur immer die Stadt verließ, wurde all seiner Habe beraubt. Ja die offenbar humoristisch angelegten Kulturkämpfer pflegten ihn bis auf's Hemd auszuziehen und ihn in diesem Zustande tanzen zu lassen. Daß sie nicht in die Straßen von Manzanilla hineinkamen, bewirkte die Anwesenheit einer starken und gutbewaffneten Abtheilung, die Waaren für „Schumanns Transatlantic Variety Company" durch Michoacan und Colima transportirt hatte. Aber am 22. Juli ging diese Eskorte per Dampfer nach San Francisco, und schon in der Nacht vom 23. zum 24. besetzten die Banditen Zollhaus und Marktplatz. Eine allgemeine Plünderung war die Folge. Und nachdem jeder irgend werthvolle, nicht niet- und nagelfeste Gegenstand fortgeschleppt worden war, trieben die Räuber auch noch einige der angesehensten Bürger mit sich in die Berge, um für sie ein Lösegeld zu erpressen. Die nicht eben entfernte starke Bundesbesatzung von Colima sah ruhig zu und rührte zum Beistande der so furchtbar mißhandelten Stadt auch nicht einen Finger.

Am allergelungensten sind aber die Zustände an der Südspitze des mexikanischen Californien, in La Paz. Dort waltet nämlich der Kulturkämpfer und Bundesgeneral Devallos. Nachdem dieser Biedermann das Seinige gethan hatte, um die „Regierungskandidaten" erwählen zu helfen, organisirte er eine Räuberei im Großen. Als dann das gepeinigte Volk sich erhob und ihn festsetzte, bot er 2000 Dollars Lösegeld sammt dem Versprechen, sich nie wieder in der unglücklichen Provinz blicken zu lassen. Kaum war er aber frei, da ließ er eine Abtheilung Hilfstruppen aus Mazatlan kommen, überfiel die „Insurgenten", stellte sie an die Mauer und ließ sie — 45 an der Zahl — ohne Prozeß, ja ohne den Schein eines Prozeßverfahrens — erschießen. Und damit nicht zufrieden, verfolgte er auch noch die Weiber und Kinder der Gefallenen und ermordete, so viele er davon erhaschte.

Das sind die Männer, welche „Aufklärung und Bildung" verbreiten, das diejenigen, welche die barmherzigen Schwestern als staatsgefährlich aus dem Lande jagen, welche friedliche Ordensleute als „Feinde der Toleranz" gleich wilden Thieren auf der ganzen Erde herumhetzen.

Nun, selbst der kulturkämpferische Correspondent des Herald meint aus verschiedenen Zeichen schließen zu dürfen, daß diesen Herren die Vergeltung nicht ferne sei. Möge er sich nicht getäuscht haben!

Für Missionszwecke.

	Mark.
Für den Loskauf annamitischer Christinnen bezw. für die verfolgten Christen in Tongkin:	
Durch Pfarrer Schell in Großenlüder	12 —
Aus Grassau in Oberbaiern	171.43
Von P. P. in Stuttgart	30 —
Aus Münster in Westphalen	40 —
Für die armen Birmanen:	
Aus B. Z. durch Herder u. Co. in München	6 —
Für den Loskauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Aus Lemberg	3.63
Von P. Rittner aus Neustadt O. Schl.	21 —
Ungenannt	42 —
Von M. Aigner	83 —
Von H. in Stuttgart	30 —
Aus Dittigheim	14 —
Von Pr. J. Sch. in A. durch Herder u. Co. in München	17.14
Aus Grassau in Oberbaiern	171.43
Durch Dechant Stadlmaier in Mayen	69 —
Aus Dillingen in Baiern	66 —
Aus Mosbach von Ungenannt	37.50
Von N. N. in Crefeld	14.10
Für den Franziscus-Xaverius-Verein:	
Von einer Herz-Jesu-Sodalität in Galizien	98 —
Aus Podolien von einer Herz-Jesu-Sodalität in Galizien	136.12
" " " " " " " "	136.12
Für die armen Parias:	
Von J. B. S. aus Baiern	15 —
Für den Bonifacius-Verein:	
Von H. in Stuttgart	30 —
Für verschiedene Zwecke:	
Aus Kloster Offenburg	14 —
Durch Caplan Bangel in Schöneberg	6 —
„Herr, gib den Heiden Licht und unsern Kindern Tugend"	10 —
„Domine propitius esto mihi peccatori"	20 —
Von O. H. in Münster	15 —
Aus Brünn: „Mitte Domine operiarios in vineam tuam"	100 —
Aus Grassau in Oberbaiern	171.43
Von P. P. in Stuttgart	30 —
Von K. A. B. H.	9 —
Aus Oberstadion	6 —
Aus Hattenheim	10 —
Von vier Geistlichen aus der Nähe von Trier	12 —

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Hutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden).
Zweigniederlassungen in Strassburg, München u. St. Louis, Mo.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen" ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.